



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Universitätsbibliothek Paderborn

Westfalens Tierleben in Wort und Bild

[Säugetiere]

Landois, Hermann

1883

II. Buch. Westfalens Haussäugetiere.

urn:nbn:de:hbz:466:1-34901



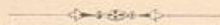
n der Verbindung des Ackerbaues mit der Viehzucht
ist das Heil der Landwirtschaft zu erblicken.

§. Settegast.

II. Buch.

Westfalens Haussäugetiere.

Bearbeitet von Gutsbesitzer Amtmann Brüning zu Enniger,
Professor Dr. H. Landois und E. Rade.





Wenn der Landwirt, ohne durch richtiges wissenschaftliches Prinzip geleitet zu sein, sich Versuchen hingiebt, so ist die Aussicht auf Erfolg nur gering.

Justus von Liebig.



Das Schwein, *Sus scrofa* L.¹⁾



nser einheimisches westfälisches Schwein stammt nach den übereinstimmenden Untersuchungs-Ergebnissen der Zoologen unzweifelhaft von dem Wildschwein ab.

Das **Wildschwein**, *Sus scrofa* L. (vgl. Fig. 15), ist von allen Viehhäutern am wenigsten plump gebaut, jedoch verrät seine dicke Schwarte noch hinreichend die nähere Verwandtschaft mit ihnen. Der seitlich zusammengedrückte schiefe kegelförmige Kopf endigt in eine lange Schnauze; dieselbe trägt oben eine platte bewegliche Wühlscheibe, in deren Fläche die Nasenlöcher liegen. Das Schwein besitzt alle Zahnarten; die unteren Schneidezähne bilden eine Schaufel, während die Eckzähne (Hauer oder Gewehre) aus beiden Kiefern nach oben hervorragen; die Augen sind enggeschlikt, die Ohren groß. Das Haarkleid des Ebers und der Sau bilden bräunlich-schwarze, gelbgesprenkelte Borsten, welche am Unterhalse struppig nach vorn gewandt stehen und namentlich im Nacken und auf der Rückenlinie sehr stark

¹⁾ Ganz besonders eingehend behandeln wir die Hausfäugetiere, insofern solche auch der Landmann nicht gründlich genug kennen lernen kann, und es dringend nötig wird, „die theoretische Behandlung der Tierproduktion den Händen halbgebildeter, vielschreibender Landwirte zu entreißen und zu einem Zweige wirklich wissenschaftlicher Zoologie zu erheben. Denn erst dann wird es möglich sein, auch die Gesetze der Vererbung zu ergründen und Regeln für die Nutzenanwendung derselben zu gewinnen.“

Wir führen daher im Zusammenhange mit den wissenschaftlichen Beobachtungen und Erfahrungen die neuesten Errungenschaften auf dem Gebiete der Landwirtschaft vor, so daß jeder Besitzer von Land und Vieh daraus auch wichtige Aufschlüsse und Winke über dessen vorteilhafteste Haltung und Behandlung entnehmen kann.

werden. Die jungen Wildschweine (Frischlinge) sind zierlich gelb und braun längsgestreift. An den schlanken Beinen bemerken wir vier Hufe, von denen aber nur die beiden mittleren auftreten; die beiden anderen stehen höher gerückt nach hinten. Der Schwanz wird ringelig getragen. Die Stimme des Schweines ist bald ein tiefes Grunzen, bald ein helles markdurchdringendes Quieken. Die knorpelige Schnauze dient zum Wühlen (Brecken), der Unterkiefer als Schaufel; mit diesen Instrumenten wird der Erdboden und die etwa darauf befindliche Grasnarbe umgewühlt und werden die entblößten tiefliegenden Wurzeln, die Knollen, Trüffel und Insekten mit den Eckzähnen ausgebrochen, welche Arbeit der starke Nacken erleichtert.

Wo Ackerbau getrieben wird, darf man das Wildschwein nicht dulden, da es der Ernte oft beträchtlichen Schaden zufügt. Daher kommt es, daß dasselbe jetzt mehr und mehr auf die sumpfigen, dichtbewachsenen Gegenden, die ja überhaupt erste Bedingung für seinen Aufenthalt sind, beschränkt wird. Im Walde fressen die Wildschweine außer Eichen, Bucheln, Kastanien, Pilzen u. dergl. auch Insekten; sie legen aber, um in die Fruchtfelder zu gelangen, in einer Nacht meilenweite Märsche zurück, und eilen nach Befriedigung ihres nicht geringen Appetites vor Tagesanbruch in die alten Verstecke zurück. Haben doch zur Zeit des feudalen Jagdrechts die sich scharenden Rotten in einer Nacht ein Kartoffelfeld bis zu 10 Morgen umgebrochen und ausgeplündert. Besonders schädlich sind sie auch der Roggenfaat, die nach Kartoffeln bestellt ist, indem die Wildschweine den vereinzelt zurückgebliebenen Knollen nachwühlen und so die ganze Saat verderben.

In neuerer Zeit werden denn auch wieder von allen Seiten, wo sich größere Waldkomplexe befinden, Klagen über die angerichteten Schäden laut. So teilt uns Herr Landrat Freusberg in Olpe mit: „Schwarzwild war bis 1865 hier vollständig unbekannt. In dem genannten Jahre zeigten sich zuerst in dem an die Rheinprovinz stoßenden südlichen Teile des Kreises ganz vereinzelt einige Sauen, welche wohl zweifellos aus der dem Fürsten von Hatzfeld gehörenden Herrschaft Wildenburg übergetreten waren. Von der Zeit an hat sich die Zahl der Sauen stetig vermehrt und namentlich haben sich dieselben auch in dem nördlichen Teile des Kreises gezeigt; ich glaube aber, daß das dort aufgetretene Schwarzwild vom Arnsbergerwalde herunter gekommen ist. Jetzt sind die Sauen in fast allen Teilen des Kreises Standwild und richten überall erheblichen Schaden an. Am übelsten beraten sind diejenigen Gemeinden, welche an das dem Grafen von Fürstenberg-Herdringen gehörende, im Kreise Siegen belegene Gut Burgholdinghausen grenzen, in dessen ausgedehnten Waldungen und Dickungen die Tiere einen ungestörten Schlupfwinkel finden.“

Schwein.

Eine ganze Reihe von Zeitungsnotizen über die Wildschweine und ihre Vermehrung in unserer Provinz stehen uns zu Gebote, woraus wir nur folgende hier mitteilen wollen.

Aus dem Kreise Siegen, 13. August 1882. Die Wildschweine in unserer Gegend haben sich so vermehrt, daß der Kreistag außer den bereits aus Staatsfonds zu zahlenden Schußprämien auch seinerseits Prämien einzuführen beschlossen hat. Es sollen bis auf weiteres gezahlt werden für die Tötung eines Mutter Schweines 15 *M.*, eines Ebers 10 *M.* und eines Frischlings 5 *M.*



Wildschweine: Keiler, Bache, Frischlinge (Fig. 15).

Wenden, 17. August. Einem tüchtigen Jäger, Herrn Diedrich von hier, wurde von der Kgl. Regierung eine angenehme Überraschung zu teil. Derselbe hat seit kurzer Zeit schon vier Wildschweinen — gestern einem Keiler von etwa 75 kg — den Garau gemacht und erhielt nun an Schußprämien 67,50 *M.* Die Wildschweine sind hier wie auch im Siegerlande, von wo täglich neue Verheerungen durch dieselben gemeldet werden, eine wahrhafte Landplage.

Simmern, Kreis Iserlohn, 2. September 1882. In einem von Herrn W. Witte zu Iserlohn hier selbst veranstalteten Treibjagen wurde ein Wildschwein

von 66 kg Gewicht erlegt, das sich mit 3 Frischlingen in einem Tannenbestande des Herrngutsbesizers Tömmes auf dem Gasberge befand. Den Frischlingen gelang es zu entkommen. Im Hinblick auf die Gemeingefährlichkeit der Tiere, die sich in hiesiger Gegend in Besorgnis erregender Weise vermehren, ist es den Herren Jägern sehr zu danken, wenn sie es sich angelegen sein lassen, dieser Vermehrung einen Damm entgegenzusetzen.

Im März 1883 sind in einem nicht großen Umkreise der Kreise Olpe, Meschede und Arnsberg in 10 Tagen 21 Wildschweine erlegt worden, wobei Keiler waren, die ausgeweidet 105 bis 115 kg wogen. Im Kreise Olpe hat man sogar eine Saunte angelegt, um dem Schwarzwilde zu begegnen; und in Meinerzhagen hat der Gemeinde-Sauhund sich nach einer Zeitungsnotiz bei einer Saujagd, auf welcher bei Badinghausen ein Tier von 125 kg erlegt wurde, ganz vorzüglich bewährt. Sonst aber sind die Jagden meist ohne das erhoffte Resultat geblieben, weil die Sauen, wenn sie beunruhigt werden, ihr Standquartier verlassen, meilenweit in andere Jagdreviere übertreten und lange Zeit unbemerkt bleiben. Auch ist dort, wo stellenweise 70 Prozent der Bodenfläche mit Wald bedeckt sind, ihr Vorhandensein nicht so leicht zu entdecken. Im Münsterlande und im Mindenschen werden sie augenblicklich nur als Streifwild angetroffen; neuerdings fanden sie sich schon in einer Rotte im Teutoburger Walde bei Jburg.

Der geringe Erfolg der Saujagden wird auch der Einteilung der Jagdbezirke in zu kleine Komplexe, der Verpachtung an „Sonntagsjäger“, der Leitung der Jagden von Unkundigen und dem Mangel an Zusammenwirken seitens der betreffenden Gemeinden zuzuschreiben sein. Die Zahl der Jagdberechtigten hat sich nach dem Gesetze vom 31. Oktober 1848 vermehrt und sind die Reviere oft in Hände gekommen, die der schwierigen und anstrengenden Saujagd nicht gewachsen sind.

Die Jagd wird in der Regel mit kräftigen Hunden geführt; das gehezte Tier verteidigt sich durch seitliche Hiebe mit seinen Hauern. Angeschossen geht es gerade auf den Jäger los; der feige Waidmann erklettert einen nahen Baum oder sucht eilig einen andern Zufluchtsort, um von dorthier eine zweite Kugel dem tapferen Tiere zuzusenden. Der beherzte Mann dagegen kniet mit dem linken Bein auf den Boden, stemmt vor das rechte Knie seinen Hirschfänger und läßt das wütende Tier mit der Brust auf die schneidige Spitze rennen, welche tödlich bis ins Herz dringt. Ein fröhliches Halali! erschallt durch den Wald und die Treiber bringen die Beute auf einer Bahre heim. Mit glühendem Eisen wird das Borstenhaar abgeseigt und das Fleisch zur Speise verwendet.

Der Keiler schlägt nur im Laufe und kehrt nicht um; die Bache dagegen kommt zurück und ist deshalb gefährlicher.

Bei den in den Wildparks veranstalteten Jagden werden die abzuschießenden Tiere von einem besonders hergerichteten höheren Stand, Kanzel, aus erlegt. In dem Wolbecker Tiergarten, der früher mit einem hölzernen Stafet eingefriedigt war, das vor etwa 50 Jahren bis auf den Rest von 30 bis 40 Meter entfernt und in den Jahren 1832 bis 1836 meistbietend verkauft worden ist — wurden sonst Wildschweine und Edelhirsche gehegt. Es war ein Hüter bestellt, der auch die Wildschweine füttern mußte; sein Haus — früher Wildhüters-, jetzt Markforts Kotten genannt — diente mit zum Abschießen der unter die Fenster getriebenen Tiere. Die Jagd war zuletzt in den Händen der kommandierenden Generale des 7. Armeekorps und soll namentlich Feldmarschall Blicher das letzte Hochwild abgeschossen haben.

In Böhmen sollen 1878 an 560 Stück Schwarzwild zum Abschluß gekommen sein, auf den Hezjagden bei Wien jährlich 200—300 Stück erlegt werden. Auch unser Kaiser ist ein großer Freund der Jagd auf Wildschweine mit Kugelbüchsen; sind doch im Jahre 1869 auf der Hozjagd in der Ketzlinger Heide in der Provinz Sachsen allein 250 Sauen gestreckt worden. Als Kaiser Wilhelm einmal einen Keiler von ungewöhnlicher Größe erlegt hatte, befahl er: „den soll Peters (d. i. der Professor der Zoologie in Berlin) ausstopfen“, und steht dieses prächtige Exemplar im zoologischen Museum der Reichshauptstadt.

In der Jagdsprache heißt das Wildschwein im allgemeinen Sau oder Schwarzwild und wegen seiner Kraft und Wildheit ritterliches Tier.

Sau ist ein ritterliches Tier;
An Mut und Kraft des Waldes Hiez,
Und an Verwüstung so ungebärlieh
Und jeder Ordnung so gefährlich,
Wie die Ritter alle es waren.

Der Eber heißt in der Waidmannssprache mit dem zweiten Jahre Keiler, mit dem 4. angehendes, mit dem 5. hauendes, mit dem 7. grobes oder Hauptschwein; die Bache mit dem 3. Jahre starke, später grobe. Die Frischlinge werden mit 13 bis 18 Monaten fortpflanzungsfähig und heißen dann Überläufer. Die Hautzähne des Ebers heißen Gewehre, die der Bache aber Haken; die längeren Borsten des Nackens Federn; die dicke Haut auf den Schultern heißt Schild, der Schwanz Kürzel oder Federlein. Das einzelne Tier hat ein Lager, die Rotte einen Kessel. Der durchwühlte Boden wird Gebräcke genannt.

Das Schwarzwild ist mit den schärfsten Sinneswerkzeugen ausgestattet, gleichsam der Fuchs unter dem Hochwilde, und selbst der Berufsjäger hat nur selten Gelegenheit, die Bache mit ihren schön gestreiften Frischlingen zu beobachten oder den alten Eber unter einer kräftigen Eiche, deren Früchte in Ruhe verzehrend, zu überraschen. Ihre Feinde in der Tierwelt sind in südlichen Gegenden die großen Katzenarten, in den nördlichen Wölfe, die jedoch nur in Rudeln vereint ein einzelnes Wildschwein anzugreifen wagen.

Das Schwarzwild hat eine besondere Vorliebe für Schlammhäder und zieht sumpfige und wasserreiche Gegenden allen anderen vor; ohne ausgedehnte Waldungen kann es sich aber nicht halten und zieht sich, wo solche in der Ebene fehlen, in die großen Gebirgswaldungen zurück, wie es in Westfalen gethan hat. Auch sind die Tiere in sumpfigen Gegenden größer als die in trockenen Wäldern lebenden.

Wenn nun die Schädlichkeit des Schwarzwildes außerhalb der Waldungen allgemein anerkannt ist, so gehen die Ansichten wegen ihres Nutzens in denselben und für dieselben weit auseinander. Es steht fest, daß die Tiere beim Durchwühlen des Bodens eine Unmasse von Larven und Puppen waldverderbender Insekten, namentlich der Maikäfer, der Forleule, des Kiefernspinners verzehren und vernichten, die Scharen der Waldmäuse reduzieren und den Boden zur Aufnahme und Entwicklung der Saat und zu neuem Nachwuchse vorbereiten und geeignet machen. Bei ihrer Böhlerlei wird manches schädliche Kraut und Gestrüpp vernichtet und Raum für nutzbringende Pflanzen geschaffen, aber sicher auch manche Schonung grausam geschädigt, eine große Menge der Eichel- und Buchelmaß vertilgt.

Der rechte Jäger verdankt dem Schwarzwilde manch ritterliches, aufregendes Vergnügen; für den Sonntagsjäger und den Forstenbummler ist es eine gefährliche Bestie, und für den Landmann, in dessen Flur es verheerend einbricht, ein häßliches und hassenswertes Geschöpf, das zum mindesten ausgerottet werden muß.

Das Fleisch wird für sehr wohlschmeckend gehalten und soll nur während der Raufzeit des Ebers ungenießbar sein. Diese Zeit beginnt gegen Ende November und dauert 4 bis 6 Wochen. Die Bache bringt nach 18 bis 20 Wochen, gewöhnlich März, 10 bis 12, ja sogar bis 24 Junge zur Welt; doch wechselt die Frischzeit, denn Professor Altum erhielt im Jahre 1883 schon am 10. Februar einen Frischling; mitunter erscheinen die Jungen auch erst im April. Die Bachen mit den Frischlingen, denen sich auch junge Keiler zugesellen, halten sich in Kotten, so daß ihrer schon bis zu 40 Stück zusammen getroffen worden sind. Die alten Keiler isolieren sich und kehren nur zur Brunftzeit zur Kotte zurück. Die schwachen Rivalen werden

abgeschlagen, und diese wagen sich dann mitunter in die Herden zahmer Schweine. Solche Streiflinge verirren sich auch wohl ins Münsterland, wo dann sofort auf sie Jagd gemacht wird, bis sie erlegt oder durchgebrannt sind, was vor 50 bis 60 Jahren freilich häufiger vorkam als jetzt. Damals waren in den Kleingegenden nicht allein die Gehölze, sondern auch die Weiden überall mit malerischen Gruppen alter Eichen versehen, und in Eicheljahren trieb man die zahmen Schweine in die Eichelmast; dabei kam es dann vor, daß wilde Eber sich den Herden angeschlossen und in die Gehölze verlaufen haben, wo sie eingefangen wurden.

Mit 5 bis 6 Jahren sind die Wildschweine vollständig ausgewachsen; sie erreichen ein Alter von 20—30 Jahren und ein Gewicht von 100—200 kg, zu Urach soll vor vielen Jahren sogar eins von 300 kg erlegt worden sein.

Mit Ausnahme von Australien sind die wilden Borstentiere fast in allen Ländern der übrigen Erde heimisch; in Australland aber, wo sie eingeführt worden sind, haben sie sich so vermehrt, daß nach Altum drei Jäger auf Neu-Seeland in 20 Monaten 25 000 Stück erlegten. Nach Norden gehen sie nicht über den 55. Grad hinaus, wohl aus dem Grunde, weil die strengen Winter in den nördlichen Gegenden ihnen den Boden verschließen und so die Nahrung entziehen.

Die domestizierten Rassen, welche in China, Cochinchina und Siam gezüchtet werden, stammen, nach dem Bau derselben zu urteilen, von einer anderen wilden Art, jedoch scheint die wilde Stammform bereits ausgestorben zu sein. Die Kürze der Thränenbeine am Schädel, die größere Breite des Vorderteils der Gaumenknochen und die Divergenz der falschen Backenzähne sind charakteristische Eigentümlichkeiten dieses Typus. Auch die römischen, andalusischen und ungarischen, sowie die kleinen Schweizer Schweine stimmen in Bezug auf den Schädelbau mit diesem sog. indischen Schweine (*Sus indicus*) überein.

In der Steinperiode kamen schon beide Arten in domestiziertem Zustande vor. Rüttimeier nennt die letztere Art das Torf Schwein. Auch von den indischen Schweinen giebt es eine große Anzahl verschiedener Rassen; selbst das so sonderbare javanische Larvenschwein (*Sus pliciceps*) mit seinem kurzen Kopfe, der breiten Stirn und Nase, den großen fleischigen Ohren und dem tiefgefurchten Gesichte gehört dem Knochenbau nach hieher.

Im Zustande der Domestikation sind die Schweine sehr veränderlich; bei den gewöhnlichen Rassen ist das Verhältnis der Länge des Kopfes zum Körper wie 1:6, bei den Kulturassen wie 1:9, ja bei einigen wie 1:11. Wir besitzen auf unserem Museum mehrere junge Schweine, welche eine lange, rüßelförmige Schnauze haben.

Am meisten veränderlich ist das indische Schwein, jedoch finden sich bei unseren einheimischen ebenfalls derartige Abänderungen, wenn auch nicht in so hohem Grade.

Auch die Länge des Darmes hat sich bedeutend geändert; beim wilden Eber ist das Verhältnis zum Körper wie 9:1, bei den gewöhnlichen Hauschweinen wie 16:1. Auch kommen einhufige Schweine vor; andere erhalten 5 und mehr Zehen, und besitzt unsere akademische Sammlung zahlreiche derartige Monstrositäten. Ferner kommen in Bezug auf die Färbung Abänderungen vor; denn während z. B. die Frischlinge bis zum 6. Lebensmonate ein hell und dunkel längstreifiges Kleid tragen, erhielt Professor Altum einmal einen Frischling mit einer unregelmäßigen tief-schwarzen und scharf abgesetzten Fleckenzeichnung auf weißem Grunde. Obige Färbung der Frischlinge hat sich auf die gezähmten Schweine nicht mitübertragen, doch giebt es Rassen domestizierter Schweine, wie z. B. in Westfalen, welche die Streifen noch tragen; und wie wir später noch nachweisen werden, besaß das alte westfälische gezähmte Schwein auch auf weißem Grunde eine schwarze Fleckenzeichnung.

Indem wir nunmehr zu unserem Hauschwein übergehen, gedenken wir des Umland'schen Verses:

Ihr Freunde, tadle keiner mich,
Daß ich von Schweinen singe;
Es knüpfen Kraftgedanken sich
Oft an geringe Dinge;

und der Hexameter Heinrich Seidels, die er zum Lobe des vorstigen Tieres gedichtet:

Längst schon trieb mich der Muse Gebot, zu singen des Schweines
Tiefempfundenes Lob, des vielfach verleumdeten Borstviehs,
Welches dem Märtyrer gleich verachtet sein Leben dahinbringt,
Bis nach grausamem Tode die innere Tugend enthüllt wird,
Welches ihm nimmer was nützt und welches ihm gänzlich egal ist.
Zwar schon sang uns sein Lob vor Zeiten der treffliche Umland,
Pries es im Erbwürstlied der beschaulich-erbauliche Trojan,
Hat ihm ein Epos geweiht der weberschreckende Herrig —
Allumfassend doch keiner erschöpfte des Schweines Bedeutung!
Darum der Menschheit Schuld zu sühnen will ich besorgt sein,
Singen dein Lob, vortreffliches Schwein, Beglückter der Menschheit.
Thörichte sind es fürwahr, Verblendete, die dich verachten,
Naserümpfend vorüber dir gehn mit dem schändlichen Ausspruch:
„Sehet das schmutzige Schwein, o welch ein Schwein ist das Schwein doch.“
Würdigen Schrittes sich naht der vielgelehrte Präzeptor,
Sorglich führt er vorüber den manlaufferrenden Zögling,

Schwein.

Welchen er Tag für Tag beträufelt mit Sprüchen der Weisheit.
Gleichwie die Köchin den Braten begießt, bis er mürbe und gar wird,
Also spricht er, mit bleicher Nase vermeidend den Schweinsduft:
„Siehe, mein Söhnchen, der Trägheit Bild und der schändlichen Schmutzlust,
Wie es behaglich sich wälzt und Tugend und Weisheit verachtet,
Einzig mit Fressgier bedacht, wie es den wampigen Wanst füllt!“
O, welch thörichtes Zeug sprichst du, mein weiser Präzeptor:
Menschentugend und Tugend des Schweins sind gänzlich verschieden;
Diesem ist Fettsein Verdienst und größter Vorzug die Fressgier.
Wär' ich an deiner Stell', o hypergelehrter Präzeptor,
Also spräch ich gewichtige Worte zum lauschenden Bögling:
„Siehe, mein Söhnchen, das Schwein, dies herrliche Wunder der Schöpfung,
Welche mit mächtigen Kräften gesegnet seine Verdauung:
Schlechte verachtete Träber und wertlos erbärmlichen Abhub
Wandelt sein mystischer Bauch in rosig fleischigen Speckwanst,
Welcher Millionen gewährt gedeihlich köstliche Nahrung.“

Das Schwein oder doch sein Fleisch wurde in Deutschland und nicht am wenigsten in Westfalen zu allen Zeiten sehr geschätzt, und früher bestand die Fleischkost vorzugsweise aus Schweinefleisch; die Schweinezucht wurde in solchem Umfange getrieben, daß selbst die Straßen aller Städte voll waren von diesen Tieren.

Nach von Nathusius lassen sich alle Rassen in zwei große Gruppen teilen. Die eine, welche vom gemeinen Wildschweine herkommt, bewohnt nach Müttimyer und v. Nathusius außer Europa auch Nordafrika und Hindostan; die Wildschweine weichen jedoch in verschiedenen Ländern in der Form von einander ab. Der andere Typus ist der indische, der aber wild nicht mehr vorkommt. Es werden zwei Formen dieses indischen Schweines unterschieden: das kurzohrige, *Sus brachyotis* und das großohrige, *makrotis*, das sogenannte Mastenschwein, welches in Europa meist nur in zoologischen Gärten zu finden ist. Es sind jedoch in neuerer Zeit Versuche angestellt mit Kreuzungen von englischen Schweinen mit Mastenschweinen, namentlich in der Versuchstation zu Poppelsdorf, um die große Fruchtbarkeit der letzteren Rasse, welche bis über 20 Ferkel auf einmal wirft, zu übertragen. Dieser Zweck soll auch zum Teil erreicht und auch die Mastfähigkeit der Kreuzung vorzüglich sein. Die auf der Mastviehausstellung zu Hannover 1881 ausgestellten Exemplare haben gute Körperformen gezeigt.

Das kurzohrige indische Schwein ist unter dem Namen chinesisches Schwein zu Anfang dieses Jahrhunderts nach England gekommen und dort wegen seiner Weichlichkeit und des öligen Geschmacks seines Fleisches nicht in Kreuzung erhalten,

sondern mit allen englischen Zuchten gekreuzt worden. Der ölige Geschmack und die geringe Fruchtbarkeit sind dabei verschwunden, und von seiner Empfindlichkeit gegen rauhes Klima ist nach Einführung in unsere Provinz bei der jetzt fast allgemein üblichen Stallfütterung an den Bastarden nichts bemerkt worden. Das Fleisch der Kreuzungsprodukte ist zart und wohlschmeckend, wenngleich oft zu fett.

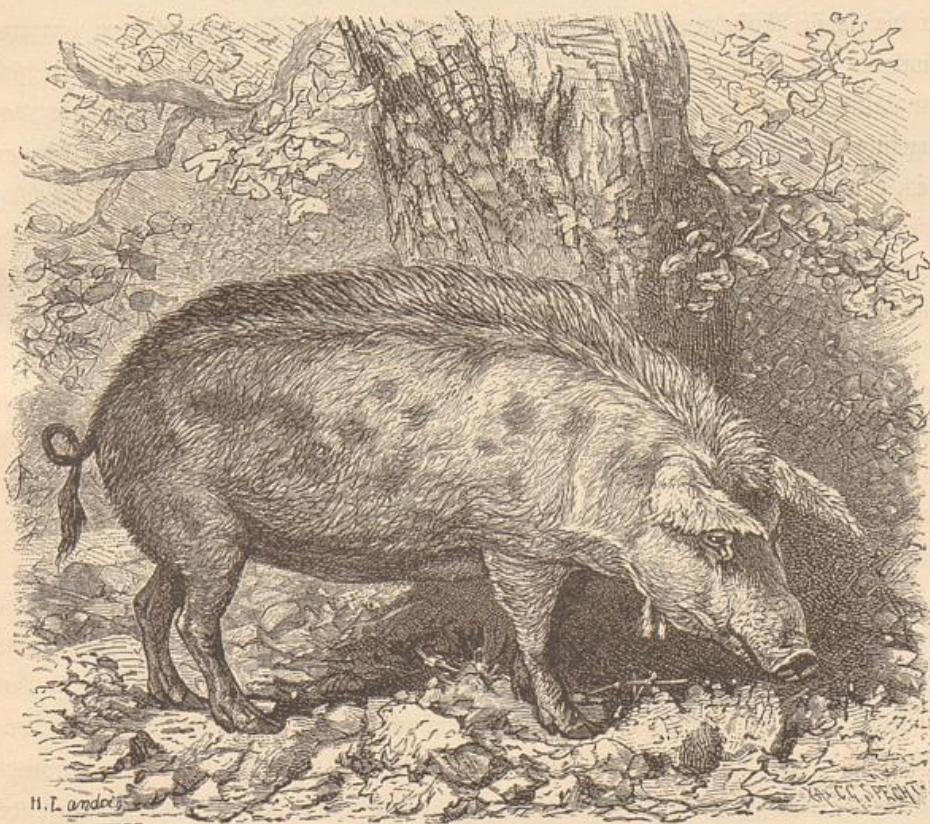
Bei der heutigen Zuchtwahl richtet man auf die schnelle Mastfähigkeit, große Fleisch- und Fettproduktion, starke Vermehrung, feine Knochen die größte Aufmerksamkeit. Wollte man auf andere Merkmale züchten, so würde das auch keine Schwierigkeit bieten. So sind einhufige Schweine nie selten gewesen und wurden ganze Herden solcher vielfach weiter gezüchtet; in derselben Weise würde es leicht sein, 5-, 6- oder 7zehige Schweine zu bekommen, wenn derartige Abänderungen nur mit Konsequenz und Auswahl weiter gezüchtet werden. Hat man doch einst in England eine Rasse zweibeiniger Schweine gezogen, denen die Hinterbeine vollständig fehlten, und diese drei Generationen hindurch fortgepflanzt. Daß man solche Rassen nicht weiter züchtete, liegt im Interesse des Landwirtes, denn was nützt uns ein Schwein ohne Schinken?

Von den mannigfachen Rassen, die auf der Erde verbreitet sind, werden in Deutschland unter den einheimischen zwei Schläge unterschieden, das große Marschschwein und das kleine Landschwein. Das westfälische Schwein zählt zu ersteren und war schon im Altertum so berühmt, daß sein Fleisch nach Rom gesandt und teuer bezahlt wurde. Später ist das für vorzüglich gehaltene Schwein der Champagne in Westfalen eingeführt und zur Kreuzung mit dem einheimischen benutzt worden. Das hiesige Schwein, welches nunmehr so gut wie ausgestorben ist, hier aber im Bilde doch noch erhalten werden soll (vgl. Fig. 16), war lang gestreckt, mit mächtigen Speckseiten und Schinken. Es erreichte ein Schlachtgewicht bis zu 300 kg und darüber, hatte einen großen Kopf oft mit vorstehenden Ohren, unter dem Halse nicht selten zwei herabhängende Fleischwarzen, „Glocken“ genannt. Der Rücken war gewöhnlich stark gekrümmt, bei ausgemästeten Tieren breit; die Beine lang, der Schwanz geringelt. Die Farbe war vorherrschend schwarzscheddig; die Borsten lang und ziemlich dicht stehend. Diese Tiere waren eben so genügsam als fruchtbar, die Sauen warfen zweimal des Jahres nicht selten 12—18 Ferkel, die sich aber nicht schnell entwickelten und erst überjährig zum Mästen geeignet zeigten. Auf 25—40 Mütterchweine rechnete man einen Eber.

Das alte Schwein war den früheren Verhältnissen auch aufs zweckmäßigste angepaßt, die langen hohen Beine befähigten die Tiere zum Durchstreifen der

Schwein.

ausgedehnten Waldungen nach Eichelmast, die lange Schnauze durchwühlte mit Leichtigkeit den Boden nach kleinerem Getier und das dichte borstige Haar schützte vor widrigen Witterungseinflüssen. Als die Wälder mit ihren alten Eichen mehr und mehr verschwanden und an Stelle der Eichelmast die Stallfütterung trat, wurden hohe Beine, starke Rüssel und Borsten überflüssig und man griff zu fremden Rassen mit kurzen Beinen, feinem Knochenbau, fast kahler Schwarte und kleinem Kopfe, aber von großer wie schneller Mastfähigkeit.



Altwestfälisches Hausschwein (Fig. 16).

Es wird uns jetzt schon schwer, ein naturgetreues Bild von dem alten westfälischen Schweine zu entwerfen; nach einem Jahrzehnt möchte diese Aufgabe schon zur Unmöglichkeit geworden sein, da sich die Spuren alten Kulturlebens in unserer schnelllebigen Zeit so leicht verwischen! Wir geben hier die Abbildung von der größeren Rasse nach dem Gedächtnis entworfen. Eine kleinere Rasse war unter

dem Namen „Kruusken“ bekannt: hochbeinige Schweine mit starkgewölbtem, scharfrandigem Rücken, welcher an den Rückenmriß der Karauschen erinnert und dem Tiere im Volksmunde den Namen Kruusken verschafft hat.

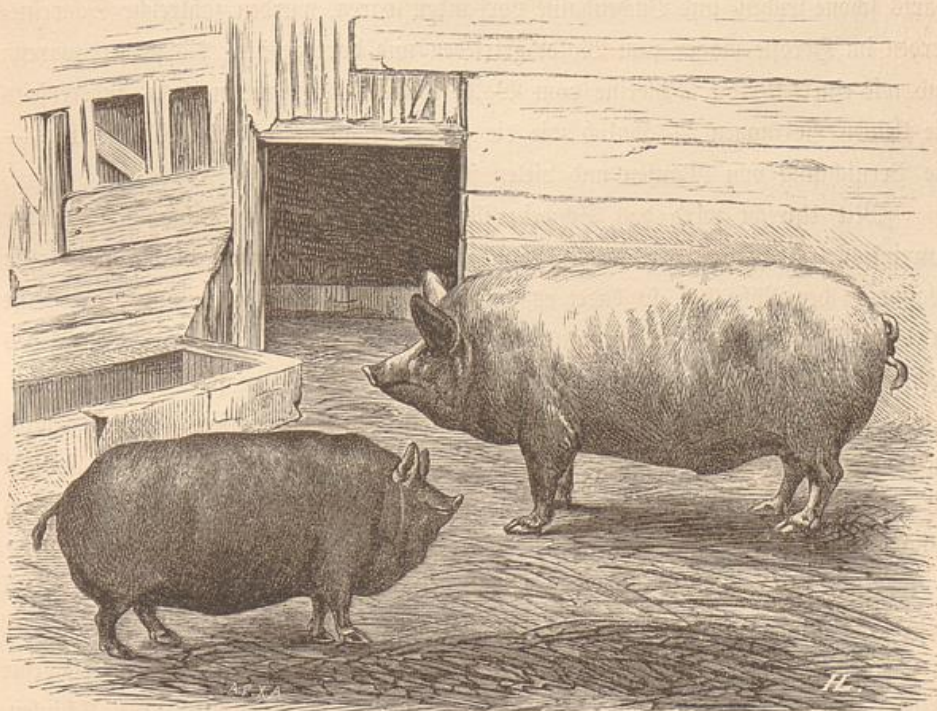
Vor etwa 50 Jahren wurde das früher in Amerika vielgezogene schwarze amerikanische Schwein, auch unter dem Namen „kleine Suffolt“ (vgl. Fig. 17) bei uns eingeführt, welches viel chinesisches Blut haben sollte. Es erlangte ein Schlachtgewicht bis 150 kg. Die Ferkel waren zum Teil gelb mit dunkelgelben runden Flecken. Es mästete sich leicht, fand aber doch wenig Eingang, weil man zu sehr an die große Rasse gewöhnt war, und ging wieder ein. Darauf erhielten wir aus England als chinesisches Schwein eine weiße Sorte, die etwas schwerer war, sich vorzüglich mästete und überhaupt nichts zu wünschen übrig ließ, aber aus dem eben angeführten Grunde doch keinen Absatz fand und wieder aufgegeben wurde. Es war dies ohne Zweifel die mittelgroße Suffolt-Rasse, welche später der große Schlag ersetzte. Vorher aber wurde noch ein kleines Schwein als englisches Vollblut importiert, weiß, mit kleinen runden schwarzen Flecken schön gezeichnet, welches sich sehr leicht mästete, aber nicht über 100 kg Schlachtgewicht schwer wurde und nicht über 6 Ferkel bekam. Die Schweinemehrer aber verlangten Speckschweine und so konnten sich diese kleineren Rassen nicht halten. Man ging nun zu dem großen Suffoltschwein mit den großen herabhängenden Ohren über, dessen Mastfähigkeit vorzüglich war. Es wurde aber leicht überzüchtet, so daß die schönen Ferkel im Alter von 6 Wochen regelmäßig frepierten. Man kreuzte deshalb mit der einheimischen Rasse, worauf die Ferkel am Leben blieben.

Außer dem Suffolt wurde auch das große Yorkshire-Schwein (vgl. Fig. 17) importiert, und beide Rassen wurden unter sich und mit dem westfälischen Schweine gekreuzt. Diese Bastarde fanden mehr Beifall als die reine Rasse, und jetzt ist das englische Blut allgemein verbreitet, das echte westfälische Schwein aber ganz verschwunden. Die Farbe ist bei beiden englischen Rassen weiß, mit dünn stehenden Borsten. Das große Yorkshire-Schwein hat einen etwas starken Kopf und stehende Ohren, und erreicht ein enormes Gewicht. Auf der Hamburger Ausstellung 1863 wurde die Sau Alice Maud, vom mittleren Yorkshireschlage zu 500 kg, der Eber Garibaldi des großen Schlages zu 600 kg geschätzt. Die erste Preisjau von der schweren Suffolt-Rasse wog 700 kg, ein in Münster geschlachteter Eber der großen Rasse Yorkshire mit Suffolt wog mit 3 Jahren 393 kg, eine Sau von 2½ Jahren derselben Kreuzung hatte geschlachtet ein Gewicht von 323 kg.

Die Suffolts haben feineren Kopf und überhaupt feinere Knochen.

Schwein.

Auch in den Ostprovinzen ist die Landrasse von den englischen Schweinen fast gänzlich verdrängt worden und ein Berichterstatter über die Mastvieh-Ausstellung zu Berlin im Frühjahr 1880 glaubt, daß seit das feinste amerikanische Schweine-schmalz mit 60—80 Pfg. das kg nach Europa geliefert werde, die übertriebene Mastung von Schweinen aufgehört habe vorteilhaft zu sein, da der Speck für den Mäster der kostspieligere, das Fleisch aber für den Käufer der wertvollere Bestandteil sei; deshalb sei man in England längst davon zurückgekommen, Schweine so übertrieben zu mästen.



Kleine schwarze Suffolk- und große Yorkshire-Rasse (Fig. 17).

Sonst wurden, wie gesagt, die großen Speckschweine verlangt und da sie am teuersten bezahlt wurden, so mußten die Züchter sich nolens volens bequemen, sie zu liefern. Als aber mit der Gestaltung der Arbeiter-Koalitionen die Zeit der Strikes und der hohen Arbeitslöhne begann, verlangten die Leute auch besser zu leben und statt des Speckes das frische Fleisch. Deshalb wurden nur noch Fleisch-tiere gut bezahlt, während Speckschweine kaum unterzubringen waren. Die Züchter waren gezwungen, zu den kleinen oder doch den mittleren Schlägen zurückzukehren, welche sie auch schon wegen ihrer enormen Mastungsfähigkeit lieb gewonnen und nur

ungern aufgegeben hatten. Durch den Krach des Jahres 1874 hat sich ein neuer Umschlag vollzogen, indem frisches Fleisch nicht mehr bezahlt werden kann und die Arbeiter wieder Speck und Magerkäse essen müssen. Es ist deshalb jetzt wieder das Speckschwein der großen Massen an der Tagesordnung. — In Westfalen stand das Schwein sonst auf sehr intinem Fuße mit seinem Wirte: es wurde in der Küche aufgefüttert — was Schwarz zu dem Ausspruche veranlaßte: Menschen, Vieh und Rauch gehen zu einem Loch hinaus — und mit seinem Leben bezahlte es seinem Wirte die Pacht. Als die Kartoffeln hier noch nicht eingeführt, dagegen aber allwärts schöne Eichen- und Buchenhaine vorhanden waren, wurden zahlreiche Schweineherden im Herbst mager zum Walde getrieben und dort gehütet, bis sie fett waren; und wie einerseits die Schweine vom Walde lebten, so verdankten ihnen andererseits die kleinen Holzungen — ähnlich wie die großen Waldungen den Wildschweinen — die Vernichtung von Mäusen und vielen schädlichen Insekten.

Mit Unrecht wird das Schwein für ein Simmbild des Schmutzes und der Unreinlichkeit gehalten, obgleich es gern ein Schlammbad nimmt; wenn es aber Wasser in der Nähe hat, so badet es darin lieber, und Reinlichkeit und frische Luft ist dem Schweine eben so notwendig, wie allen anderen Haustieren. Wenn das Schwein gehörigen Raum hat, ist sein Körper und sein Lager stets reinlich.

In den vorzugsweise Ackerbau treibenden Gegenden unserer Provinz wird die Schweinezucht und Mastung in großem Maßstabe betrieben und werden sowohl die Ferkel als auch das Fleisch nach allen Richtungen, besonders aber nach den Fabrikgegenden der Mark und am Rheine versandt.

In Westfalen waren vorhanden im Jahre 1816 = 143 543 Stück, 1825 = 198 989 und 1873 = 251 760 Stück, während in ganz Deutschland 7 124 088 St., in Europa ca. 50 Millionen und 1875 in Nordamerika 32½ Millionen Schweine gezählt wurden. Davon führte Amerika 1880 aus ca. 380 Mill. kg Schinken, 48 Mill. kg Schweinefleisch, 188 Mill. kg Schmalz und außerdem 83 434 lebende Schweine.

Nach den uns während der Bearbeitung dieses zur Verfügung gestellten „vorläufigen Aufbereitungsergebnissen“ der Viehzählung vom 10. Januar 1883 betrug die Zahl der Schweine im Regierungsbezirk

Münster	112 404	Stück,
Minden	142 715	„
Arnsberg	112 490	„
Zus.	367 609	Stück,

also hat eine nicht unbedeutende Vermehrung der Schweine in unserer Provinz seit 1873 stattgefunden, und zwar um 115 849 Stück!

Die Behandlung der Schinken ist gewöhnlich die, daß sie mit Salz und etwas Salpeter eingerieben und in Pöfel gelegt werden, worin sie 4 Wochen liegen; darauf werden sie auf die Rauchbühne gebracht und mit Wachholder geräuchert.

So lange die Mästung der Schweine in der Nähe von Aborten stattfand, kamen viele mit Zinnen behaftete vor, weshalb die gemästeten Tiere vor dem Verkaufe stets untersucht wurden. Bei der jetzt fast allgemein befolgten reinlicheren Stallfütterung kommen diese, bekanntlich aus dem Bandwurm hervorgehenden und denselben wieder erzeugenden Tierchen selten vor. Trichinen haben sich hier noch nicht gezeigt, während sie in Amerika und in dem von dort eingeführten Speck desto zahlreicher vorkommen.

Unsere Bauersleute haben eine besondere Art und Weise, die Ferkel zu Markt zu bringen. Gewöhnlich benutzen sie die Haferkiste, einen meist mit prächtigem Schnitzwerk verzierten Holzkasten, auch wohl einen großen Koffer. Ein Strohlager macht den Ferkeln den Aufenthalt in denselben recht annehmlich. Um die Besichtigung zu erleichtern, legen sie oben drauf ein Lattengitter. Zu letzterem wird das Lattenthörchen ausgehoben, welches sonst als Thür im Gartenzaun dient. Der „Kinkselwagen“ fährt dann Kiste und Verkäufer zu Markt. Der Preis der Ferkel wird nach dem Alter bemessen; auch richtet sich derselbe vielfach nach dem Ausfall der Jahresernte. Sind Kartoffeln und Korn gut geraten und ist in Folge dessen auch der „geringe“ Mann imstande, ein Schwein zu mästen, dann stellt sich mit der größeren Nachfrage auch ein höherer Preis ein. Bei nicht ergiebiger Ernte sind die Ferkel schon verschenkt worden, um die Tiere nicht wieder nach Hause fahren zu müssen.

Hat Jemand zu seinem Gebrauche ein Ferkel erstanden, dann steckt er es in einen Sack und bindet ihn zu. Die Naht ist an einem Zipfel losgetrennt, damit das Tier durch diese Öffnung seine Rüsselschnauze stecken und unbehindert atmen kann. Der glückliche Besitzer trägt dann das quiekende Schweinchen auf den Armen wie ein Puckkind (Wickelkind) nach Hause.

Bei Volksbelustigungen spielt das Schwein hier zu Lande auch seine Rolle. Es wird mit Seife beschmiert und losgelassen. Wer es zu fangen und festzuhalten versteht, erhält es zum Lohn. Als Sieger stellt sich schließlich ein Schlauberger heraus, der das Tier mit fester Hand am Schwanz ergriff; jedoch hatte er, um das Abgleiten zu verhindern, vorher seine Hände mit Sand eingerieben. Auch

wurde auf einem Schützenfeste eine große hochbeinige Sau als Preis ausgesetzt für den, welcher eine bestimmte Strecke dieselbe, ohne abgeworfen zu werden, zu reiten verstände! Aber wie viele purzelten in den Sand!

Unser altes westfälisches Schwein besaß vom Nacken bis zum Schwanz, namentlich aber auf dem Rücken sehr starke, nach hinten gerichtete Borsten. Der Schweinemetzger erhielt keinen anderen Lohn für das Schlachten, als diese Borsten, die er an den Schuster oder an den Bürstenbinder verkaufte. Noch in der ersten Hälfte dieses Jahrhunderts pflegte in der Stadt jede Haushaltung zu Weihnachten ein Schwein zu schlachten, und sich so den Winterbedarf an Fleisch, Wurst, Speck und Schmalz zu sichern. Das Schlachten geschah gewöhnlich mitten auf der Straße, und alle Nachbarbinder pflegten an diesem „Familienfeste“ teil zu nehmen. Das Abschlachten dauerte ziemlich lange. Nachdem das Schwein mehrere Stunden zur Schau auf der Straße gelegen, wurde es auf die Seite geworfen, der Gehülfe faßte dasselbe fest bei den Ohren, und der Metzger stemmte das Knie auf die Brust. Die Hausmagd ergriff das oben liegende Hinterbein. Mit dem am Wekzstahl geschärften Messer kitzelte der Metzger das Schwein am Halse; ein wonnigliches Grunzen lohnte den letzten Liebesdienst. Mit sicherer Hand führte er dann den Stich unter der Kehle bis ins Herz. Das quiekende Todesgeschrei begann. Das Blut wurde aus der Halswunde in die wenig geräumige flache Pfannkuchenpfanne abgelassen, und unter stetigem Rühren vor dem Gerinnen geschützt. War die Pfanne voll, dann verstopfte man die Wunde mit einer Möhre oder einem zugespitzten Holzzapfen so lange, bis das Blut in einen größeren Kessel gegossen war. Während zum zweiten, dritten und ferneren Male das Blut in die Pfanne lief, wurde das eine Vorder- und Hinterbein drehend bewegt, damit das Blut besser abfließe. Das markdurchschütternde Quieken des Tieres nahm nun immer mehr und mehr ab, es wurde leiser und leiser, bis das Schwein nach völligem Blutverlust verröchelte. Nun wurde die Leiche mit siedendem Wasser aus dem Kaffeekessel begossen, und der Metzger schabte mit einem Kuhhorn, bezüglich mit dem unteren scharfen offenen Rande desselben, die locker gewordenen Borsten von der Schwarte ab. Die Hinterbeine befestigte man darauf mit einem Querholze („Krummstod“) durch die Ferjensehnen an einer Leiter, richtete diese auf und öffnete das mit dem Kopfe nach unten hängende Tier in der Bauchnaht mit Messer und Beil. Ein Stab („Spirkstod“) zwischen die geöffneten Seiten der Brust spreizte die Rippen weit auseinander. So paradierte das Tier eine zeitlang für die Nachbarschaft, bis man — nachdem es völlig erkaltet war — dasselbe in die verschiedenen Teile zerlegte.

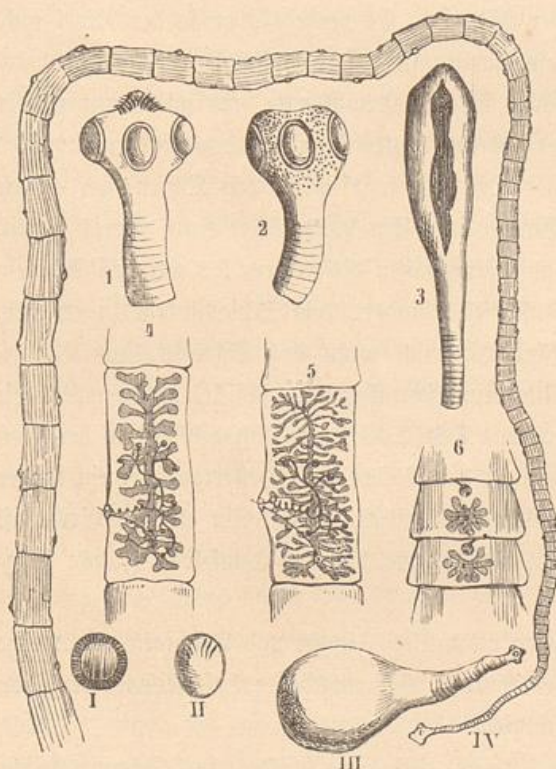
Wo schlachtet heutzutage in der Stadt eine Familie noch ein Schwein? Wo wird noch der Wurstabend gefeiert, an welchem Verwandte und Bekannte sich die verschiedenen Sorten Würste, „Schraoben“ (d. h. die bei der Schmalzbereitung übrig bleibenden entfetteten Speckwürfel), „Kopfenbraut“ (Wurstebrod) und „Pannhasen“ (gebratenen Teig beim Kochen geplatzter Würste) gut schmecken ließen? *Tempi passati!*

Auf den Bauernhöfen haben wir dem Schweinschlachten ebenfalls zugehört. Morgens in aller Frühe giebt man dem Tiere gleichsam als Hentersmahlzeit noch einmal die Freiheit, um sich auf dem Hofe nach Herzenslust umher zu tummeln. Zur bestimmten Stunde erscheint der Metzger. Es vergeht aber in der Regel nicht geringe Zeit, bis das Tier wieder eingefangen ist. Der Hofschulze, mit der Tabakspfeife im Munde, sieht sich das Treiben in aller Gemütsruhe und mit schmunzelnder Miene an. Endlich ist es auf dem rings umzäunten Hofe von den Kindern, Knechten und Mägden in die Enge getrieben. Der eine faßt es bei den Ohren, der andere beim Schwanz, der dritte beim Hinterbein. Ein vierter hat einen Strick bereit, mit dem er das Hinterbein umschlingt. Nun lassen die anderen los und das Schwein wird, am Schnelllaufen durch die Fußfessel behindert, dem Schlachtplatze zugetrieben. Es macht dann einen höchst komischen Eindruck, wenn das Schwein beim Vorangehen alle Augenblicke mit dem Hinterbeine schlenkert und schlickt, als wenn es die Fußschlinge abzuschütteln imstande wäre. Das Schlachten selbst geschieht in derselben Weise, wie in der Stadt, nur daß anstatt der Möhre der „Hellerappen“, ein langer kegelförmiger Holzzapfen, in die Halswunde gesteckt wird. Ein uraltes Gerät ist dieser Hellerappen, vielleicht schon Jahrhunderte lang zu demselben Zwecke sorgfältig aufbewahrt.

In dem Schweinefleische kommen bekanntlich Finnen und Trichinen vor, welche dem Menschen recht gefährlich werden können; eine eingehende Beschreibung derselben dürfte deshalb hier nicht unerwünscht sein.

Die Schweinefinnen, *Cysticercus cellulosae*, bilden im Schweinefleische erbsengroße weiße Bläschen. Nimmt man ein solches zwischen zwei Finger und drückt es gelinde, so stülpt sich ein Köpfchen (Fig. 18, III) hervor und hinter ihm ein platter, gegliederter Leib. Wird die Finne im rohen Schweinefleische, etwa in getrockneter Mettwurst oder Schinken, vom Menschen verzehrt, so verdaut der Magen die äußere Blase der Finne, der Wurm dagegen gelangt ohne diese Hülle in den Darm. Hier haft er sich mit dem Hakenranze und den vier Saugnäpfen seines Kopfes (1) fest und wächst zum Bandwurm, dem Einsiedlerbandwurm, *Taenia solium*, aus (IV). Der Kopf hat höchstens die Größe eines Stecknadelknopfes und dient nur

zum Festhalten. An seinem halsartigen Hinterrande sproßt ein neues Glied nach dem andern hervor, so daß mit der Zeit der 2—3 m lange Leib des Bandwurmes aus vielen hundert Gliedern besteht; diese sind platt und haben beinahe die Gestalt von Gurkenförmigen. Seine Nahrung nimmt der Bandwurm nicht mit einem Munde zu sich, denn ein solcher fehlt am Kopfe, sondern die ganze Körperoberfläche ist in ständige, flüssige Nahrung aufzusaugen. Die reifen Glieder (4) des Bandwurms strotzen von Eiern; jedes enthält gegen 1 Million. Nach der Reife der Eier werden



Bau der Bandwürmer (Fig. 18).

Mit Ausnahme von III und IV vergrößert.

- I. Ei eines Bandwurmes.
- II. Embryo desselben.
- III. Finne desselben.
- IV. Ausgewachsener Einsiedlerbandwurm.
- 1. Kopf vom Einsiedlerbandwurm.
- 2. Kopf vom gestreiften Bandwurm.
- 3. Kopf vom breiten Grubenkopf.
- 4. Reifes Glied vom Einsiedlerbandwurm.
- 5. Reifes Glied vom gestreiften Bandwurm.
- 6. Reife Glieder vom breiten Grubenkopf.

die Glieder abgestoßen und gelangen so ins Freie. Aus den etwa vom Schwein gefressenen Bandwurmeiern (I) entwickeln sich äußerst kleine, eiförmige Larven (II), welche am vorderen Ende sechs scharfe Zähne besitzen. Mit diesen bohren sie sich in den Darm ein und gelangen in die Adern. Vom Blutströme werden sie in die entlegensten Körperteile gespült. Meist haben sie sich bald im Fleische fest und wachsen wieder zu Finnen aus. In der Leber, im Herzen, im Gehirn, ja selbst in den Augen sind die Finnen keine seltene Erscheinung.

Gelangen Bandwurmeier in den Magen des Menschen, so können sie auch hier die Entwicklung zu Finnen antreten. Es sei daran erinnert, daß sich bei Geisteskranken häufig Finnen in deren Gehirn finden, und die Geistesstörungen in vielen Fällen auf sie zurückgeführt werden können. Entweder entstehen die Finnen im Menschen aus den Eiern des eigenen oder eines fremden Bandwurms. Dem Arzte wird es selten gelingen, Finnen aus dem menschlichen Körper zu entfernen, da nur das Messer des Chirurgen gegen sie angewendet werden kann. Dagegen kann der Bandwurm aus dem Dünndarm leicht beseitigt werden. Als bestes und untrüglichstes Mittel gegen den Bandwurm kann hier der frische Saft des Wurzelstockes vom Wurmfarn, *extractum filicis maris aethereum*, gran. 7—10, empfohlen werden. Wir haben dieses Recept besonders mitgeteilt, weil Quacksalber hier zu Lande allerlei wunderbare Kuren gegen den Bandwurm anempfehlen.

Die neueste Polizeiverordnung betreffend die Untersuchung des Schweinefleisches auf Finnen wurde von der Königl. Regierung zu Münster am 3. Februar 1883 erlassen.

Die Trichinen, *Trichina spiralis*, sind so klein, daß man sie nur mit Hilfe eines Vergrößerungsglases genau erkennen kann. Man hat sie erst seit dem Jahre 1835 entdeckt, aber bisher bei ihrem Vorkommen schon viele traurige Erfahrungen gemacht, so daß gegenwärtig alles Schweinefleisch auf Trichinen untersucht werden muß.

Im Schweinefleisch finden sich nicht selten äußerst kleine Körnchen, welche demselben ein Aussehen geben, als wäre es mit feinem Sande bestreut (vgl. Fig. 19).

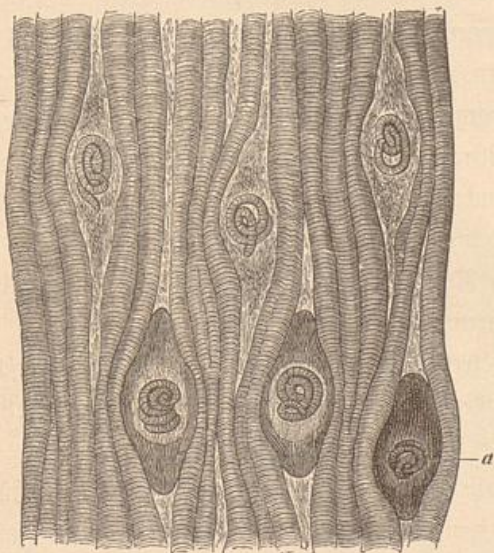
Legt man von diesem ein kleines Fleischteilchen unter das Vergrößerungsglas, so erkennt man zunächst die feinen quergestreiften Fleischfäserchen, die Muskelfasern. Zwischen ihnen liegen spindelförmige Kapseln (Fig. 20 a) und in diesen forkzieherartig gewunden ein kleiner Wurm. Dies ist die Trichine, von dem Muskelfleisch auch Muskeltrichine genannt; sie wird nur 0,6—1 mm lang und 0,03 mm dick. Wenige Bissen Fleisch enthalten bisweilen Hunderttausende solcher eingekapselten Trichinen.

Wird das mit den eingekapselten Trichinen behaftete Schweinefleisch von Menschen oder Tieren genossen und nebst den Kapseln verdaut, so bleiben die nun freigewordenen Würmchen im Darmkanal zurück. Hier erlangen sie als Darmtrichinen



Schweinefleisch mit Trichinen in natürlicher Größe (Fig. 19).

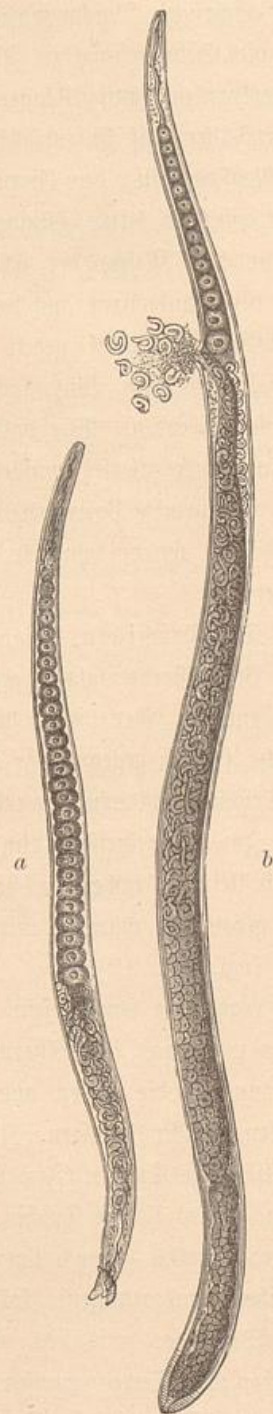
(vgl. Fig. 21), 3—4 mm lang und 0,04—0,06 mm dick, ihre völlige Größe. In dem Weibchen entwickeln sich gegen 60 Eier, aus denen, noch bevor sie



Muskelfasern mit sich einkapselnden und eingekapselten Trichinen; 50fache Vergrößerung (Fig. 20).

gelegt werden, die Jungen entstehen (vgl. Fig. 21 oben links). Diese schlüpfen bald hervor und beginnen dann ihre Wanderung. Sie durchbohren alle weichen Körperorgane, gelangen in die Muskeln (vgl. Fig. 22), ins Herz, Gehirn, in die Augen u. s. w.

Diese Wanderung verursacht Lähmung der Glieder und deren Entzündung, verbunden mit fieberhaften Erscheinungen, die nicht selten den Tod zur Folge haben. Wirksame Gegenmittel kennt man nicht. Nach der Wanderung bildet sich wieder um jedes Würmchen eine Kapsel. In diesem ruhenden Zustande verbleiben sie dann bis zum Tode des Menschen, oder bis das trichinenhaltige Fleisch verzehrt wird. Beim Genuß rohen Schweinefleisches



Darmtrichinen. a. Männchen, b. Weibchen; in 50facher Vergrößerung (Fig. 21).

ist daher große Vorsicht geboten. Gut gefochtes und stark gebratenes Fleisch ist jedoch unschädlich, weil die etwa darin enthaltenen Trichinen bei Siedehitze sterben.

Man nimmt an, daß hauptsächlich die Ratten die Verbreitung der Trichinen verursachen; es kommt ja häufig genug vor, daß Ratten Schweinefleisch, und Schweine Ratten verzehren.

Um den durch den Genuß trichinenhaltigen Schweinefleisches entstehenden Erkrankungen vorzubeugen, erließ die Königl. Regierung zu Münster am 13. Dezember 1875 eine Polizeiverordnung, nach welcher alles durch die Metzger, Händler, Gastwirte u. s. w. in den Handel gelangende Schweinefleisch zuvor einer mikroskopischen Untersuchung unterzogen werden soll.

Die Trichinenschau wurde im Jahre 1880 von 259 verpflichteten Personen ausgeübt und von diesen 19 274 Schweine untersucht, jedoch keines trichinös befunden. Dagegen fanden sich Trichinen in 25 amerikanischen Speckseiten bezügl. Schinken.

Auch im Jahre 1881 wurde kein einziges der 19 303 geschlachteten und von 252 Beschauern untersuchten einheimischen Schweine, dagegen zweimal amerikanisches Schweinefleisch trichinenhaltig befunden.

Somit hätte der Ruf, den sich die münsterländischen westfälischen Schinken seit Römerzeit weit und breit erworben, durch die Trichinen bisher noch keine Einbuße erlitten.



Trichinen auf der Wanderung;
50fache Vergrößerung
(Fig. 22).



Das Hausrind, *Bos taurus* L.



Was bricht dort im Gestrüppe am Revier?
Im holprichten Galopp stampft es den Grund;
Ha, brüllend Herdenvieh! voran der Stier
Und ihnen nach klast ein versprengter Hund.
Schwerfällig poltern sie das Feld entlang,
Das Horn gesenkt, wagrecht des Schweifes Strang,
Und taumeln noch ein paarmal in die Runde,
Eh' Posto wird gefaßt im Heidegrunde.
Nun endlich seh'n sie, murren noch zurück,
Das Dickicht messend mit verglastem Blick,
Dann sinkt das Haupt und unter ihrem Zahne
Ein leises Rupsen knirrt im Thymiane;
Unwillig schnauben sie den gelben Rauch,
Das Guter streifend am Wachholderstrauch,
Und peitschen mit dem Schweife in die Wolke
Von summendem Gewürm und Fliegenwolke.
So langsam schüttelnd den gefüllten Bauch,
Fort grasen sie bis zu dem Heidetolke.

Da stehen sie auf grüner Weide: Ochs, Kuh und Kind. Sie grasen. Mit ihrer langen Zunge umfassen sie ein Büschel Gras, drücken es mit der Zunge und den Schneidezähnen des Unterkiefers gegen den hartschwieligen Gaumenrand, welcher sonderbarer Weise gar keine Schneidezähne besitzt, rupsen die Kräuter und verschlucken sie unzerkleinert. Der Magen wird dabei oft so stark angefüllt, daß der Bauch aufschwillt. Nun legt sich das gesättigte Tier, am liebsten unter einem schattigen Baume, zur Ruhe nieder, um die Nahrung wiederzukauen.

Der Magen besteht aus vier Abteilungen. Die erste und größte derselben heißt Pansen; hinter diesem liegt der Netzmagen; die dritte heißt Blättermagen, und die vierte Labmagen.

Nachdem die Speise aus dem Pansen in den Netzmagen gelangt ist, ballt sie sich in dem letzteren zu Klumpen zusammen, und man kann bei dem ruhenden Tiere leicht wahrnehmen, wie diese Speiseballen durch den Schlund wieder in den Mund

hinauf gewürgt werden. Jetzt wirken die sechs Backenzähne in jeder Kieferhälfte reibend und mahlend gegeneinander und zerkleinern die Kräuter zu weichem Brei. Derselbe wird bald wieder verschluckt und gelangt sofort in die dritte Magenabteilung, von da in den Labmagen und weiter in den Darm, wo er verdaut wird. Auf diese Weise wird aus der großen Menge Futter der geringe Nahrungstoff möglichst ausgezogen.

Wie verändert sich das friedliche Leben auf der Weide, wenn sich ein der Herde fremder Mensch oder gar ein Hund auf derselben zeigt. Dieses schildert in den Eingangsworten unsere westfälische Dichterin in anschaulicher Weise. Alles gerät in Aufruhr. Der Ochs voran, die Kühe, Kinder und Kälber hinterdrein, gehen sie auf den Störenfried los, und dieser kann froh sein, wenn schnelle Flucht ihn hinter die Umzäunung der Weide, die Wallhecke, in Sicherheit gebracht hat. Da steht dann der brüllende Ochs mit seiner breiten Stirn und den drehrunden Hörnern. Die großen Augen stieren starr, und die nasse breite Nase schnaubt vor Wut. An dem Halse schlottert die Haut als Wamme hin und her. Mit seinen zweihufigen Beinen stampft er den Boden und den langen bequasteten Schwanz streckt er wagerecht in die Luft. Sobald die vermeintliche Gefahr vorüber, graset die Herde friedlich weiter.

Die Stimme der Kuh klingt hell und voll: muh! Daher nennen die Kinder die Kuh wohl auch Muhkühen; auch scheinen die griechischen und lateinischen Namen βοῦς und bos von der Stimme entlehnt zu sein. Der Westfale bezeichnet das Brüllen der hungernden Kühe treffend mit „Bölken“. Beim aufgeregten Stier steigert sich die Stimme zu einem furchterregenden drohenden Brüllen. Eine artige Wortspielerei, in der die Stimmen verschiedener Tiere deutlich wiederklingen, haben wir auf einem alten Holzschnitte gefunden, welcher die Geburt des Heilandes darstellt. Der Hahn kräht: „Christus natus est“ (Christus ist geboren); das Kind fragt: „Ubi“ (wo?); und das Lamm antwortet: „Bethlehem“. Aus der Angabe des Hahnes tönt das kikeriki, aus der Frage der Kuh ihr Brüllen, und das Schaf giebt die blökende Antwort.

Die Milch wird zu verschiedenen Zwecken verwendet. Ihres angenehmen süßlichen Geschmacks wegen lieben die Kinder sie als Getränk. Sie ist auch ein ganz vorzügliches Nahrungsmittel, weil sie alle Stoffe in sich enthält, welche zur Ernährung des menschlichen Körpers nötig sind. Die Bauernfrau setzt die Milch in Steinmäpfen oder hohen Blechgefäßen in einen kühlen Keller, um den an der Oberfläche sich ansammelnden Rahm zur Butterbereitung zu verwenden. In

manchen Gegenden wird die Milch vorzugsweise zur Käsebereitung benutzt. Die Kirgisen bereiten sogar aus gegorener Kuhmilch ein berauschendes Getränk, Kirak genannt; aus der Stutenmilch wird von ihnen ein ähnliches Getränk, Kumiß, gewonnen.

Die Milch ist eigentlich eine wasserhelle Flüssigkeit, in welcher äußerst kleine Butterkügelchen schwimmen; daher ist die Milch undurchsichtig und weiß. Jedes Butterkügelchen hat eine zarte Hülle aus Käsestoff und Eiweiß. Bei dem Buttern im Butterfaß werden diese Hüllen zerrissen und der klebrige Inhalt der vielen Butterkügelchen kann zu großen Klumpen zusammengeknetet werden. Die übrig gebliebene Flüssigkeit heißt Buttermilch.

Der Käsestoff ist in frischer süßer Milch fast ganz aufgelöst. Sobald die Milch sauer wird, gerinnt der Käsestoff und die Milch wird flockig. Das Gerinnen kann auch künstlich durch Beimischung von Magensaft des Kalbes (Lab) erzielt werden. Der Käsestoff wird nun abgeseiht und zu Käse weiter verarbeitet.

An dem Euter der Kühe entstehen manchmal kleine Pusteln, Blattern genannt. Der englische Arzt Jenner machte nun die Beobachtung, daß melkende Mägde von den Kühen nicht selten angesteckt wurden, so daß auch sie an Händen und Armen die Kuhpocken bekamen. Wer einmal die Kuhpocken gehabt hatte, blieb von den gefährlichen Menschenblattern verschont. Deshalb impfte Jenner die Kuhpocken dem Menschen ein. Seit 1792 trat daher die verheerende Krankheit der Menschenblattern, an der jährlich mehr als 500 000 Menschen in Europa gestorben waren, nur selten mehr auf. Die Kuhpockenimpfung (Vaccination) schützt jedoch nur 7 bis 8 Jahre, so daß nach dieser Zeit eine neue Impfung (Revaccination) stattfinden muß.

✕ Sobald die Kühe älter werden und nicht viel Milch mehr geben, mästet man sie für den Metzger. Das Fleisch kommt auf unsern Tisch; das Fett benutzt man zu Talglichtern; die Haut verarbeitet der Gerber zu Leder. Eichenlohe enthält nämlich eigentümlich herbe Stoffe, Gerbstoffe. Wird eine tierische Haut mit denselben durchtränkt, so verliert sie die Eigenschaft, beim Kochen sich in Leim zu verwandeln; die einzelnen Fasern werden gegen Wasser widerstandsfähig, kurz und gut, sie ist in Leder umgewandelt.

✕ Aus den Hörnern werden vom Drechsler die mannigfaltigsten Gegenstände, als Köffel, Pfeifenspitzen, Knöpfe u. dgl. angefertigt. Die Hörner überziehen scheidenartig die beiden Stirnknochenzapfen, aus deren Oberhaut sie sich bilden. Sie sind bleibend und wachsen am unteren Ende in einzelnen Ringen alljährlich weiter. ✕

Woher stammt denn unser so nützliches Rindvieh? Ist es vielleicht ein Nachkomme derjenigen Rinder-Arten, deren Reste wir im Schoße auch der roten Erde begraben finden?

So weit die menschliche Geschichte reicht, kennt man von gezähmten Rindern hauptsächlich zwei Formen: die eine trug auf dem Rücken einen Fetzbeutel, die andere ähnelte mehr unserm jetzigen Rinde.

Die Beuteltinder, noch jetzt in Indien lebend und Zebu's genannt, finden wir auf ägyptischen Baudenkmalen schon 2100 vor Christi Geburt abgebildet. Sie sind in den Tropengegenden der alten Welt vielfach domestiziert und in verschiedene Rassen gespalten. Die Verschiedenheit in ihrer allgemeinen Körpergestalt, Form der Ohren, Ansatzpunkt der Wamme, Krümmung der Hörner, Haltung des Kopfes, Lebensweise und Stimme charakterisieren sie hinlänglich als eine besondere Art. Fossile Reste sind von diesen in Westfalen noch nicht aufgefunden. Dagegen heimateten schon in vorgeschichtlicher Zeit in unserer Provinz zwei andere Arten, welche die wissenschaftlichen Namen *Bos primigenius* und *Bos prisca* führen.

Vom **wilden Hausrind**, *Bos primigenius* (vgl. S. 31), finden sich Reste, am häufigsten namentlich die Schädel desselben. Die charakteristischen Eigentümlichkeiten des Schädels stimmen mit unseren jetzt lebenden domestizierten einheimischen Rindern überein. Die Dimensionen vom *Bos primigenius* sind oft riesig; es kommen jedoch auch kleinere Skelette vor. Im wilden Zustande kann man den *Bos primigenius* als ausgestorben betrachten; wenn nicht noch die wilden, bezüglich verwilderten Rinderherden des Chillingham-Parkes in England als direkte Nachkommen angesehen werden müssen. Schon im Jahre 1220 werden diese Rinder erwähnt. Die Rinder sind weiß, die Innenseite der Ohren rotbraun, die Augen schwarz gerändert, die Schnauzenspitze braun, die Hufe schwarz und die Hörner weiß mit schwarzer Spitze. Müllmeyer giebt an, daß die Skelettverhältnisse von denen des *Bos primigenius* nicht erheblich abweichen. So ließen sich dann auch aus dieser lebenden Rasse noch Schlüsse auf die Farbe von *B. primigenius* ziehen. Da sich die wilden Rinderarten verhältnismäßig leicht zähmen lassen, so ist wohl anzunehmen, daß unsere Urahnen auch den *B. primigenius* domestiziert haben, d. h. daß unsere jetzigen Rinder von diesem Urahn abstammen.

Mag nun unser Rind von der einen oder anderen Art abstammen, so viel steht fest, daß es durch die Zuchtwahl des Menschen im Laufe der Zeit außerordentlich abgeändert wurde. Namentlich zeigt die Neuzeit eine wahre Meisterschaft auf diesem Gebiete. Hatte sich bei einem Tiere irgend ein vorteilhafter Zug gezeigt,

so züchtete man mit Auswahl weiter, und gelangte schließlich zu konstanten Rassen. Wie sehr derartige Resultate anerkannt werden, geht aus den Preisen hervor, die man für ausgezeichnete Tiere nach Milch- und Fleischertrag zahlt. So kostete ein Bulle von Collings Shorthorns 4 280 *M.*, und in neuerer Zeit sind Bullen derselben Rasse für 20 000 *M.* versteigert worden. In Ostfriesenland ziehen wir Kinder, welche gar keine Hörner, auch nicht den geringsten Ansatz zu Knochenzapfen zeigen (— es befindet sich ein solcher Schädel auf dem akademischen Museum), andere Rassen tragen Hörner, welche zusammen 4,5 m in der Länge messen, also vom Boden bis an die Decke unserer Zimmer reichen! Und zwischen diesen die mannigfachen Abstufungen.

Auch gehören bei uns in Westfalen einhufige Kinder nicht zu den Seltenheiten. Unsere zoologische Sammlung besitzt sehr instructive Exemplare, welche den allmählichsten Übergang von den normalen Zweihüfern zu den Einhufern bilden.¹⁾

Recht häufig treten bei uns Kälber auf, an denen überzählige Körperorgane vorhanden sind. Zweimal besaßen wir ein Kalb längere Zeit lebend, welches auf dem Rücken ein überzähliges Bein trug. Kälber mit 2 Köpfen, oder mit 1 Kopf, 2 Leibern, 8 Beinen und 2 Schwänzen, sterben in der Regel bald nach der Geburt. In einem einzigen Falle wurde hier ein doppelköpfiges Kalb lebend vorgefahren, jedoch waren auch dessen Stunden gezählt, es starb schon kurz nachher. Es haben derartige Vorkommnisse immerhin wissenschaftliches Interesse und bitten wir vorkommenden Falles um Übersendung. Materieller Wert ist ihnen jedoch nicht beizumessen.

Gehen wir nach diesen allgemeinen Bemerkungen zu den besonderen jetzigen Verhältnissen des Kindes in unserer Provinz über.

In Westfalen sind zu unterscheiden:

1. Der Landschlag in der Ebene.
2. Der Landschlag der Hochebene und in den Gegenden, die den Übergang zum Gebirge bilden.
3. Das Bergvieh im Sauer- und Siegerlande.

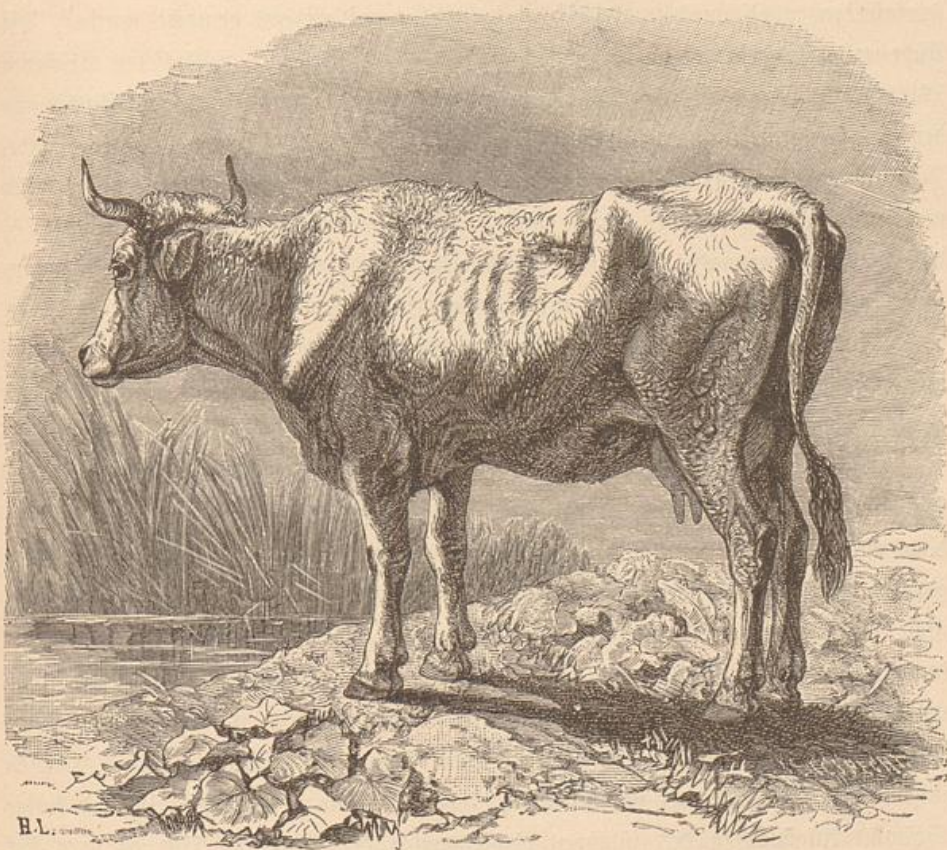
Eingeführt von auswärts sind außerdem Südholländer, Ostfriesen, Jeverländer, Allgäuer, Shorthorn, Birkenfelder und Schweizer.

Vor der Markenteilung war der Landschlag der Ebene klein, unansehnlich und mager, wie es noch heute die erbärmlichen Viehherden der kleinen Städte sind, die

¹⁾ Jahresbericht des Westf. Provinzial-Vereins für Wissenschaft und Kunst. 1878, pag. 17. Mit 3 Abbildungen.

Hausrind.

vom Stadtkuhhirten allmorgentlich auf die magere Hütung getrieben werden, um am Abend mit schlaffen Euter und leerem Magen in den Stall zurückzukehren, wo einige Garten- und Wirtschaftsabfälle den Hunger befriedigen sollen, den die dürstige übertriebene Weide nicht stillen konnte. Und wenn so das Vieh im Sommer keinen Überfluß gehabt, so litt es im Winter wirkliche Not, wo Stroh das einzige Nahrungsmittel war, so daß das arme Vieh vor Elend oft nicht aufstehen konnte. Ja die



Altwestfälische Kuh (Fig. 23).

Tiere kamen im Frühjahr bei schlechten Wirten und in Mißwachsjahren mitunter in solchem Zustande auf die Weide, daß ihnen die Knochen im Leib klapperten und die Herde im Wandern ein Geräusch machte, wie wenn nach schwerem Raufrost die Bäume des Waldes im Winde rasselnd zusammenschlagen. Es wurde überall lediglich auf Milchtrag gezüchtet und das Sprichwort galt allgemein: Es kommt

nicht darauf an, wie die Kuh aussieht, wenn sie nur gut Milch giebt. Aber bei der schlechten Nahrung war auch die Milchergiebigkeit der Kühe nur eine mittelmäßige und die Gestalt ließ noch mehr zu wünschen übrig. Großer Kopf und große Hörner, schmaler Widerrist und schmales abschüssiges Kreuz, kurze Hinterviertel, „Kuhheffigkeit“, sichelartige Schenkel, schmales Brustblatt, ein großer, nicht selten zum Heubauch ausgedehnter Leib waren die Kennzeichen der einheimischen Rasse, Genügsamkeit ihr Hauptvorzug, geringe Mastfähigkeit ein Fehler, der durch das feinfaserige, wohlschmeckende Fleisch einigermaßen wieder gut gemacht wurde. Die Kühe erlangten ein Metzgergewicht von 100—150 kg, nur in besseren größeren Wirtschaften von 175—200 kg. Die in den Sommermonaten eingelegte Butter aus der mit Binnenweiden reichlich versehenen Kleigegend galt für die beste im Lande.

Nach der Markenteilung wurde der Ackerbau nach und nach verbessert, für mehr und besseres Futter gesorgt und die Weiden und Wiesen mehr gepflegt, so daß die Anforderungen noch höher wuchsen als die Leistungen und der alte Landschlag nicht mehr genügte, daher neue Rassen eingeführt werden mußten.

Auch auf den Landschlag im Übergangsbiete fand das Gesagte Anwendung, nur daß das Vieh sich durch Hochbeinigkeit, schlankeren Bau und größeres Körpergewicht vom Niederungsvieh unterschied.

Als sich zu Anfang dieses Jahrhunderts auch über die Landwirtschaft ein frischerer Lebenshauch ergoß, verfiel man auf das sog. Anglisieren und Helvetisieren, d. h. man führte in den Niederungen Ostfriesen, in der Höhegegend Schweizer Vieh ein; da man aber ersteren nicht den üppigen Graswuchs der Marschen und letzteren nicht die saftigen und aromatischen Kräuter der Alpenthäler und Matten bieten konnte, blieben die Erfolge weit hinter den Erwartungen zurück. Auch diese Kühe wurden auf den mageren Weiden zu Knochengerippen. Später, als auch der Futterbau merkliche Fortschritte gemacht hatte, versuchte man neue Einführungen: Ostfriesen im östlichen, Südholländer im westlichen, Zeveländer im nördlichen Teile und einige Stämme Allgäuer in den südlichen Gebirgstheilen der Provinz. Und da man für jede Gegend der Provinz die dem Boden und sonstigen Verhältnissen entsprechende Rasse auswählte und dort, wo der natürliche Graswuchs nicht genügte, Stallfütterung einführte, so wurden die erzielten Resultate durchaus befriedigend. Auf zwei größeren Gütern wird sogar Shorthorn-Reinzucht getrieben, auf anderen eine Kreuzung holländischer Kühe mit Shorthornbullen mit gutem Erfolge bewerkstelligt. Die Nachkommenschaft hat an Milchergiebigkeit nicht eingebüßt, an Gestalt und Mastfähigkeit gewonnen. Auch andere Kreuzungen sind, je nach Auswahl der Zuchtthiere, mit mehr

oder minder Glück vorgenommen worden, doch hat man zu dem schweren Schweizer Vieh nicht zurückgegriffen, weil sich der Milchertrag nicht genügend erwiesen, und die schwere Birkenfelder Rasse auch aus demselben Grunde und weil sie sich mit dem Shorthorn in der Mastung nicht messen konnte, wieder aufgegeben.

Der größere oder geringere Nutzen bei der Viehzucht hängt lediglich von der Behandlung des Viehes ab; je besser diese, desto größer der Nutzen und umgekehrt. Das Erhaltungsfutter ist für den Viehhalter gewinnlos, nur das Produktionsfutter giebt Ertrag. Die in neuester Zeit betriebene Einführung des Wagnerschen Futterbaues im gebirgigen Sauerlande, welcher auf der Heranziehung der wildwachsenden Futterpflanzen zu einem Gemische mit den importierten viehnährenden Kulturgewächsen basiert, hat in Verbindung mit stärkerer Düngung und reicher Aussaat vieler Sorten eine heilsame Anregung gegeben zur besseren Viehhaltung in dieser von der Natur karg bedachten Gegend.

In Westfalen ist bisher die Hauptnutzung aus dem Rindvieh die Molkerei gewesen. Außer Butter wird auch Käse bereitet. Die Fabrikation von Schweizer Käse ist wiederholt vergebens versucht worden, holländischer aber wird in den besseren Wirtschaften in so vorzüglicher Qualität bereitet, daß er dem echten Holländer Käse wenig oder gar nicht nachsteht. Außerdem werden noch Sauermilch- und Handkäse, sog. Nieheimer gemacht.

In den letzten Jahren hat sich in der Verarbeitung der Milch ein enormer Umschwung vollzogen. Zuerst vor etwa 10 Jahren kam das sog. Schwarzsche Verfahren auf, wonach die Milch sofort nach dem Melken in sehr kaltes Wasser geseigt und nach etwa 48 Stunden verbuttert wird. Dies Verfahren hat vor dem Abnehmen nach alter Art, wobei die Milch eben so lange stehen bleibt, bis die schwereren Teile sich gesenkt und den leichteren Rahm nach oben gedrängt haben, den Vorzug, daß Rahm und Milch süß bleiben. Das ist aber durch die Erfindung der Centrifuge anders geworden, unter deren Herrschaft die bereits unter der Schwarzschen Methode begonnenen Sammelmolkereien sich in weit höherem Maße ausbildeten. Es arbeiten etwa 20 Sammelmolkereien in der Provinz teils mit Centrifuge, teils noch nach Schwarzschem Verfahren. Die mit Dampfkraft bewegte Centrifuge entrahmt die Milch durch schnelle Umdrehung — 2500mal in der Minute bei der Lehfeldschen Centrifuge. Auch das Buttern erfolgt durch Dampfkraft und in beiden Fällen wird Süßrahmbutter und Magerkäse fabriziert. Die entrahmte Milch wird teils zum unmittelbaren Genuße für Menschen verwendet, teils zu Magerkäse verarbeitet oder zur Schweinemast benutzt.

Es vollzieht sich hierdurch in manchen Landwirtschaften eine große Veränderung und Vereinfachung, indem die Verarbeitung der Milch beim Verkaufe an die Sammelmolkerei ausfällt und vielfach statt Kälberaufzucht und Mast der Verkauf aller Milch an die Sammelmolkerei gegen Rücknahme der benötigten entrahmten Milch für vorteilhafter gehalten wird.

Hentigen Tages, wo bei dem zunehmenden Versiegen und Verweigern der natürlichen Nahrungsquelle der Säuglinge ein künstlicher Ersatz in immer erweitertem Umfange erforderlich wird und wo als das vorzüglichste Ersatzmittel der Muttermilch allgemein die Kuhmilch erkannt und angenommen ist, blüht den Ökonomen nach dieser Seite hin noch eine lohnende Zukunft. Sie müssen aber dafür sorgen durch gut gehaltene, nicht durch starke Zucht verdorbene Viehassen, unter denen jedenfalls auch die mit Recht geschätzten Gebirgsrassen vertreten sein sollen. Sie werden diese Tiere in nicht zu engen und dumpfen, regelmäßig gereinigten und gelüfteten Ställen, bei guter Pflege und gutem Futter gesund zu erhalten suchen, krankes Vieh zeitig ausscheiden, die Milch aber durch Reinlichkeit der Gefäße und des Aufbewahrungsraumes vor jeder Verderbnis schützen. Auch die Fütterung des Milchviehes ist von großem Einfluß: die Trockenfütterung ausschließlich mit Heu und Körnern ist zu kostspielig, mündet auch dem Vieh auf die Dauer nicht einmal, so daß es dann nicht mehr genügend ernährt und gesund erhalten wird. Wenigstens darf das eingestallte Milchvieh dabei nicht zu lange gehalten, nicht bis zum Ende der Milchergiebigkeit benutzt, sondern soll sehr häufig gewechselt werden. Nach allen bisherigen Erfahrungen erzielt man mit gewöhnlicher guter Bauernmilch bei richtiger Behandlung dieselben Erfolge aber bei weit geringerem Preise, als in den sog. Kurmilchanstalten, welche mit ungeheuren Verwaltungskosten zu rechnen haben. Für so gewonnene Milch wird jeder Vater und jede Mutter im Bedarfsfalle gern das Doppelte von dem bezahlen, was in der Sammelmolkerei dafür vergütet wird.

Zur Mastung wird kein Vieh besonders aufgezogen; die überflüssigen Bullenkälber, die abgemoltenen Kühe und die abgearbeiteten Ochsen verfallen der Schlachtbank, nachdem vorher die Kälber mit süßer Milch fett gemacht, die Kühe auf die sog. Fettweide getrieben, und die Ochsen — zum Teil auch die Kühe — mit der Schlempe der Brantweimbrennereien gemästet worden sind. Bei der Verschiedenheit der Rassen schwankt das Durchschnittsgewicht der einzelnen Stücke zwischen 150 bis 500 kg und noch mehr. So wog eine Shorthorn-Halbblut-Kuh, die vor einigen Jahren in einer Brantweimbrennerei gemästet war, geschlachtet 565 kg und wurden dafür 723 *M* bezahlt. Im Oktober 1882 wurde in Berlin ein noch nicht vier

Monate altes Kalb zu Markte gebracht, welches 266 kg Lebendgewicht hatte. Es stammte aus dem Dominium Plümenhagen in Pommern und wurde an den Hofschlächter Rings verkauft.

Ochsen zur Arbeit werden fast nur im Waldeckischen gezüchtet, jedoch haben die kleineren Landwirte, welche zwischen den Tagelöhnern und den gespannhaltenden Wirten in der Mitte stehen, in neuerer Zeit zu ihrem Vorteil die Milchkühe angespannt und zur Bestellung ihres Aekers benutzt.

Um ein klares Bild von dem jetzigen Stande der Rindviehzucht in der Provinz zu geben, wird es nötig sein, die eingeführten Rassen, die rein fortgezüchtet sind, näher zu betrachten. Die Kreuzungen zu beschreiben, ist bei der Planlosigkeit, womit solche zum Teil zur Ausführung gebracht wurden, und bei der großen Verschiedenheit der daraus hervorgegangenen Produkte nicht möglich.

Das unter dem Namen **Südholländer** (vgl. Fig. 24) hier eingeführte Vieh kommt meist aus der Gegend des Niederrheins und zeichnet sich vor den anderen Schlägen der Marschraffe durch feines Knochengeriüst und größere Genügsamkeit aus. Und da es sich im Milchertrage mit den anderen gut messen kann, auch ihm die Stallfütterung gut zusagt, so hat es im westlichen Teile fast alle sonstigen Marschschläge verdrängt und durch Kreuzung solchen Einfluß auf den einheimischen Landschlag gewonnen, daß derselbe sehr bald nicht mehr zu erkennen sein wird.

Die vorherrschende Farbe ist die rotgefleckte. Der Kopf ist gut geformt, nicht sehr lang, mit kleinen, einwärts gebogenen Hörnern; die Brust und der Widerrist sind zwar breit, die erstere jedoch nicht tief. Der Leib ist nicht so kurz als bei den Fleischrassen, aber auch nicht so lang als bei den sonstigen Milchkühen mit gut gewölbten Rippen. Der Hals ist proportioniert, das Hinterteil breit mit gut gestellten Füßen; die Hinterviertel von mittlerer Länge, der Schwanz jedoch nicht immer gut angelegt. Die Holländer Kuh vereinigt mit ihren übrigen guten Eigenschaften auch die der Mastfähigkeit, hat auch ein sanftes Temperament und die Kälber sind leicht aufzuziehen. Durch Kreuzung mit Shorthornbullen ist die Milchergiebigkeit nicht beeinträchtigt, die Form und Mastfähigkeit aber in einer Weise gehoben worden, daß man dadurch das Ideal eines Kindes erwarten darf, wenigstens dort, wo das Shorthornvieh schon seit 20 Jahren eingebürgert ist und Milchergiebigkeit mit Mastfähigkeit sich verbindet, und so allen Anforderungen entsprochen wird, die in der bezeichneten Gegend an die Kuh erhoben werden müssen. Der mittlere Milchertrag bei den Holländern wird zu 2 000 Liter im Jahre angenommen, es kommen aber einzelne Tiere vor, die 4 000 Liter geben. Das lebende Gewicht

beträgt 600—700 kg, bei Bullen bis zu 1 000 kg (50 kg lebend Gewicht geben beim Rindvieh reines Fleisch):

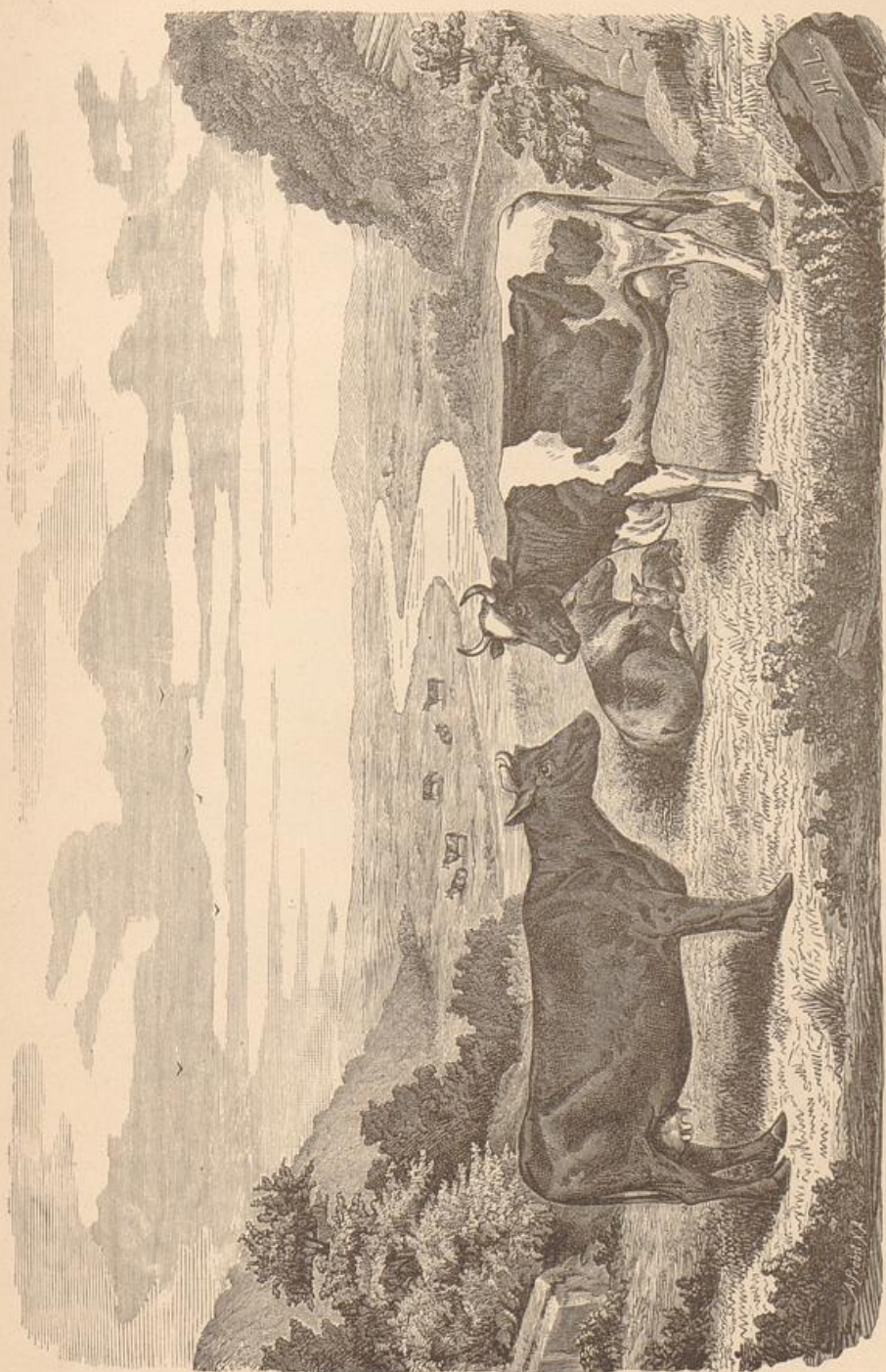
bei mageren Tieren	23	—24½ kg.
„ halbfetten „	25	—28 „
„ fetten „	23½—30	„).

Düfriesen (vgl. Fig. 24) werden vorzugsweise in der Gegend von Herford und Bielefeld im Stalle gehalten. Sie unterscheiden sich von den Holländern durch größeren, gröberen Knochenbau und höhere Ansprüche an Futter und Pflege; sie sind meist schwerer als jene. Die Farbe ist fast ausschließlich schwarz oder schwarzschedig. Der Hals dieser Rasse muß als zu lang und schwächlich bezeichnet werden.

Zeverländer werden besonders noch in den Kreisen Tecklenburg und Warendorf eingeführt, und zwar die kleinere Sorte, die dort ein Metzgergewicht von 225—250 kg erreicht. Die Kuh ist genügsam, der Milchertrag befriedigend.

Die **Allgäuer** machen eine Ausnahme von der Regel. Die Kühe, welche in den fetten Marschen vieles üppig aufgeschossene Gras verzehren, geben viel Milch mit verhältnismäßig wenig Buttergehalt; das Bergvieh dagegen, welches weniger, aber nahrhafteres Futter genießt, weil auf den Bergen die Pflanzen kurz an der Erde bleiben, aber in wenig Volumen viel Nahrungstoff enthalten, giebt wenig, jedoch sehr fette Milch. Wenn bei der Marschkuh 15—17 Liter Milch zu ½ kg Butter gehören, wird dasselbe Quantum aus 10—12 Liter Milch der Bergkuh gebuttert. Die Allgäuer nun machen insofern eine Ausnahme von der Regel, als sie mit guter Mastfähigkeit eine Milchergiebigkeit verbinden, welche sogar der des Marschviehes nahe kommt. Aus Sachsen und Mecklenburg werden sehr glänzende Resultate über den Milchertrag der Allgäuer Kühe mitgeteilt, während man in anderen Gegenden mit ihnen nicht so zufrieden ist. In unserer Provinz steht der größeren Verbreitung dieser nützlichen Rasse der dürftige Graswuchs der Gebirgsgegenden, in der Ebene einestheils der günstige Erfolg mit dem holländischen Vieh, und andernteils der Umstand entgegen, daß hier der Weidegang vorherrscht, welcher den Allgäuern die gewohnte Nahrung nicht bietet und sie dem nachteiligen Einflusse des Klimas derart aussetzt, daß die Rückenblutkrankheit unter den eingeführten Stämmen empfindliche Verluste herbeiführt. Wo die örtlichen Verhältnisse günstig sind oder den ungünstigen Einflüssen durch besondere Anstrengungen entgegengewirkt wird, haben die vereinzelt eingeführten Stämme des Allgäuer Viehes das Futter gut verwertet.

Die Farbe ist silbergrau oder gelblich ins Schwarze verlaufend, mit hellerer Färbung am Maule. Aus den Ohren stehen lange Haare hervor. Die Schwanzwurzel

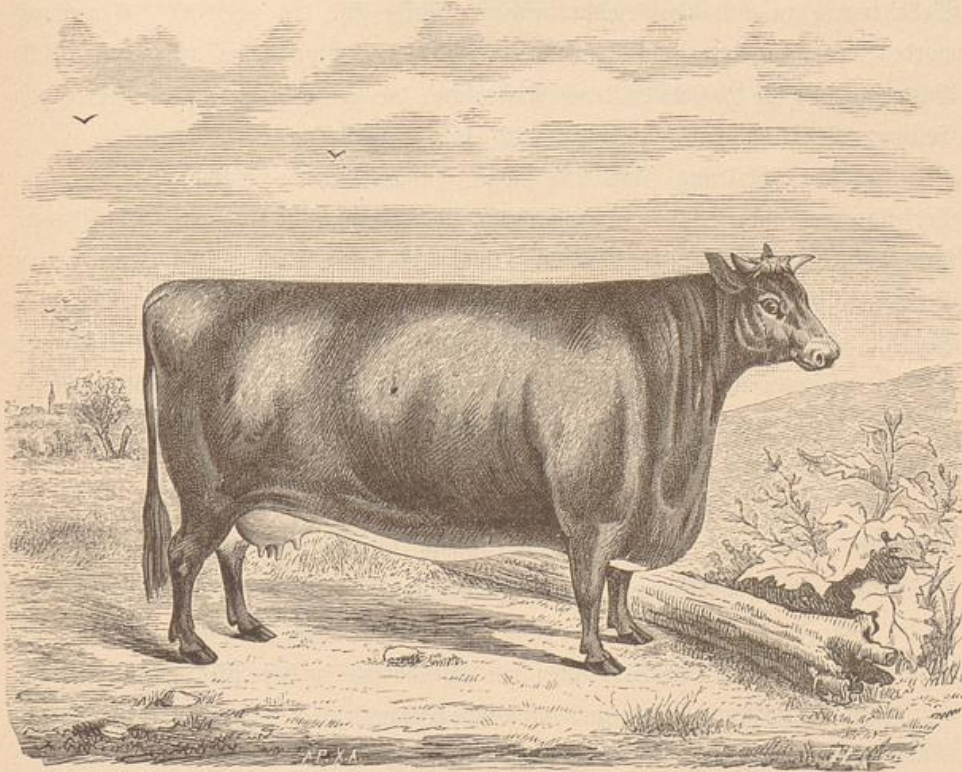


Südholländische und ostfriesische Kuh (Fig. 24).

Hausrind.

ist sehr stark und bei den männlichen Tieren das Vorderteil übermäßig ausgebildet, wie solches bei allem Bergvieh der Fall ist. Der jährliche Milchertrag wird bei reichlicher Fütterung auf 2 500—2 800 Liter angegeben; das lebende Gewicht der Kühe auf durchschnittlich 400—450 kg.

Die **Shorthorn-Rasse** (vgl. Fig. 25) — shorthorn heißt Kleinhorn — ist von den Gebrüdern Colling in der Grafschaft Durham in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts vervollkommenet worden, und das Vollblut unter dem Rind-



Shorthorn-Kuh (Fig. 25).

vieh. Sie ist eine durch Kunst gebildete Fleischrasse mit außerordentlicher Frühreife, welche, wie oben schon bemerkt, bei nicht zu weit getriebener Kreuzung mit der Marschrasse mit möglichst großer Milchergiebigkeit größtmögliche Mastfähigkeit verbindet. Das Shorthorn besitzt die durch höhere Kultur erreichten Formen des idealen Haustieres; alle Körperteile sind bei demselben dem beabsichtigten Zwecke entsprechend harmonisch ausgebildet. Der Kopf ist klein mit feinen Hörnern, die

Brust von bedeutender Breite und Tiefe, der Knochenbau fein, die Haut dick und weich, der Leib kurz, die Hinterviertel sind lang ausgedehnt mit großer Breite im Kreuze und überpolsterten Hüften. Der Schwanzansatz ist schön, der Rücken bildet mit dem Genick und der Schwanzwurzel eine gerade Linie. Die Farbe ist rot mit einzelnen weißen Stellen, rotschimmelig oder reinweiß, die Hörner sind buttergelb. Das Temperament ist gutmütig wie bei allen lymphatischen Tieren.

In England sind männliche Tiere vorgekommen, die ausgeschlachtet über 1500 kg gewogen haben. Ein 10 Monate altes Bullenfalb des berühmten Züchters Webb wurde zu 800 kg Gewicht geschätzt. Kühe sind bis zu 9000 *M* verkauft worden; der berühmte, von Tornely im Jahre 1856 zu Paris ausgestellte Bulle Butterfly ging zu 25000 *M* nach Australien; die ganze ausgezeichnete Herde von Colling, 47 Stück, wurde 1810 zu 142317 *M* versteigert.

Zu der Abbildung (Fig. 25) mögen die erklärenden Worte von Dr. Rau, Professor der Landwirtschaft in Hohenheim, noch hinzugefügt werden: „Die Körperform der Shorthorns mag manchem Tiermaler, dessen Auge an die Formen von Schweizer- oder Holländer-Rindern gewöhnt ist, häßlich und verzerrt vorkommen; wer sich aber mit Tierzucht beschäftigt und den Zusammenhang zwischen Formen und Eigenschaften kennt, wird nur mit Bewunderung diese Tiere betrachten können, die ihres Gleichen nicht haben und sprechende Beweise für die weitgehende menschliche Herrschaft über die Tierwelt sind.“

Das Vieh im Sauer- und Siegerlande besteht aus der sog. mitteleuropäischen Höhenlands-Rasse, über deren Ursprung nichts bekannt ist. Gedrungen und von festem Knochenbau, hochgesetztem Schwanz mit dicker Wurzel und vertiefter Rückenlinie, ist sie zum Ziehen sehr geeignet. Auch hier ist erst nach Auflösung der Gemeinteilung und Ablösung der Servituten ein Aufschwung in der Viehzucht eingetreten.

Das Vorstehende findet auch auf Lippe-Detmold und Waldeck mit dem Unterschied Anwendung, daß hier der Acker vorzugsweise mit Ochsen bestellt wird, die dort gezogen und auch in benachbarte Provinzen ausgeführt werden. Der Milch-ertrag dieses Bergviehes ist zwar nicht vorzüglich, der Fettgehalt dagegen groß und sind die Ochsen wegen ihrer Mastfähigkeit und ihres feinen Fleisches sehr gesucht.

Es ist hier noch eine speziell westfälische Eigentümlichkeit zu erwähnen. In einigen Gegenden nämlich, wo der Körnerbau vorherrscht, Viehzucht als Nebensache behandelt und deshalb nur so viel Milchvieh gehalten wird, als für den Hausbedarf erforderlich ist, hat man gefunden, daß es für die Düngerbereitung vorteilhaft ist, die Kühe nicht anzubinden, sondern in sog. Lauffställen frei umhergehen zu lassen.

Hausrind.

Weil sich hier alles um den Körnerbau dreht, so wird auf Düngerproduktion viel, auf Milcherzeugung wenig Gewicht gelegt und deshalb auch nicht beachtet, daß in den Lauffställen Tiere abgestoßen werden und mit dem Fressen warten müssen, bis die Stärkeren gesättigt sind und sich gelegt haben. Die Schwächeren müssen dann fressen, was übrig geblieben und werden oft nicht satt. Trotzdem sind die Lauffställe in diesen Gegenden allgemein geworden, ja man hat sie auch in solchen Gegenden versucht, wo die Viehzucht rationell betrieben wird und der Ertrag aus der Milchwirtschaft bedeutend ins Gewicht fällt. Weil aber danach der Ausfall an Milch von der ganzen Herde ein großer war, mitunter auch eine Kuh ein Horn oder ein Auge verlor, ist es dort mit den Lauffställen wieder still geworden.

An Rindvieh zählte man im Jahre 1858 in Westfalen 544 518 Stück, 1867 schon 574 706, dagegen im Jahre 1873 im Regierungsbezirk

Münster	218 910	Stück,
Minden	156 113	"
Münsterberg	192 952	"
Zusammen	567 975	Stück.

Es wurden danach auf 100 Morgen landwirtschaftlich nutzbarer Fläche etwa 10 Stück Rindvieh gehalten. Demgegenüber weist die Viehzählung von 1883 eine ziemliche Abnahme nach, denn danach kommen auf den Regierungsbezirk

Münster	nur 198 483
Minden	148 208
Münsterberg	179 812.

Die Verminderung beträgt also für unsere Provinz gegen 1873 über 41 000 Stück Rindvieh.

Von der Rinderpest sind die Gegenden, deren Rindviehzucht Gegenstand dieser Abhandlung ist, in den Jahren 1865/67 verschont geblieben; vereinzelte Ausbrüche an der nordwestlichen Grenze, durch Einschleppung aus Holland verursacht, wurden durch die energischen Maßregeln unserer Regierung im Keime erstickt, während andererseits Rat- und Energielosigkeit verschuldeten, daß in England über 300 000 und in Holland über 100 000 Stück an dieser furchtbaren Seuche zu Grunde gegangen sind.

Die Rindshautbreme (*Hypoderma bovis*), eine 14 mm lange Fliegenart mit schwarz-graugelblicher Brust und fuchsrot behaartem Hinterleibe legt ihre Eier auf die Rückenhaut der Rinder, besonders der zweijährigen. Die Larven bohren sich dort ein, verursachen ein Geschwür, „Dasselbeule“, von dessen Säften sie sich nähren.

Erwachsen lassen sie sich zum Zweck der Verpuppung zu Boden fallen. Manche Kinder werden so stark von ihnen heimgesucht, daß später das Leder dieser bleibenden schadhafte Stellen wegen bedeutend an Wert verliert. Hier zu Lande nennt man die in den Geschwüren sitzenden Larven Mairwürmer; durch starken Druck lassen sie sich aus denselben entfernen.

In dem Fleische des Kindes findet sich nicht selten die Finne des gestreiften Bandwurmes, *Taenia mediocanellata*. Wird das Fleisch roh oder schwach gebraten, etwa im Beefsteak, genossen, so entwickelt sich die Finne zu einem 4—9 m langen Bandwurm, dessen hakenloser Kopf mit seinen 4 Saugnäpfen äußerst fest im Dünndarm haftet. (Vgl. Fig. 18, S. 92.)

Was schließlich die Düngerfrage anbetrifft, so sei hier kurz erwähnt, daß die alten weltbeherrschenden Reiche wesentlich infolge der Düngervergeudung verarmt und verkommen sind, wie dem auch Liebig den Untergang des römischen Reiches aus der Erschöpfung der Phosphorsäure und des Kalis im Bodengebiet des römischen Kornhandels erklärt. Von den Haustieren hat aber besonders das Rind eine große wirtschaftliche Bedeutung nicht allein durch seinen unmittelbaren Ertrag, sondern in weiterer Beziehung durch seine Einwirkung auf den ganzen Ackerbau. Durch die Stallfütterung des Rindviehes wird die ganze Wirtschaft auf eine höhere Stufe gebracht, wenn auch R. Mayer ausruft:

„Ach, ganz Arkadien ist erschüttert,
Seit man das Rind im Stalle füttert.“

Zwischen der Rindviehzucht und dem Ackerbau besteht eine Wechselwirkung. Mit Ausnahme der Flußufer und Meeresgestade übertrifft die viel Dungstoff producierende Stallfütterung die Weidewirtschaft. In dem von der Stallfütterung bedingten vermehrten Futterbau liegt das richtige Mittel für reiche Kornernten. So wie die gute Viehhaltung den Ackerbau unterstützt, so basiert jene wiederum auf diesem und beide sind unzertrennlich mit einander verbunden.

In älterer Zeit wurde häufig eine „Viehshazung“ ausgeschrieben, um durch deren Steuerertrag irgend welche Staatsbedürfnisse zu decken.

So erhob man nach dem zu Horstmar am 18. September 1631 gehaltenen Landtag:

Erstlich von einem Pferd, welches über 1 Jahr alt ist	7 β ¹⁾
Von einem Pferd unter einem Jahr alt	2 „
Von Ochsen im Stall oder auff der Weiden	7 „

¹⁾ 1 β = 12 Pfennige hentigen Geldes. 24 β = 1 Rthlr. alter Währung.

Hausrind.

Von einer Kuh	4 β
Von einem Gusten Kindt	2 "
Einem jährigen Schwein	1 "
Von einem Schwein unter 1 Jahr (die Soggtodden ausgenommen)	8 δ
Einem Schaff	15 "
Einer jeden Haven oder Korb mit Immen	2 β

Am 16. Januar 1636 ist eine solche Viehschätzung wiederholt. Unter Christoph Bernhard, Bischof von Münster, sind die Sätze schon höher gestiegen; seine Viehschätzung vom 13. Juni 1669 fordert:

Von jedem Pferde von 2 Jahr und darüber	1 Rthlr.
" " " " 1 " " "	14 β — δ
" " Füllen	7 " — "
" " Zugochsen und jeder Milchkuh	14 " — "
" " Stück Rindvieh, als Küste Kühe, Ochsen, Sterken von 2 Jahren und darüber	7 " — "
" " einjährigen Kalbe	3 " 6 "
" " jungen Kalbe	1 " 9 "
" jeder Ziege	3 " 6 "
" jedem Schweine von 1½ Jahren und darüber	3 " 6 "
" " Schwein von ½ Jahr bis zu 1½ Jahren	1 " 9 "
" " Schaff	1 " — "
" " Imme	1 " — "

In der Viehschätzung vom Jahre 1800 figurieren dann auch noch gewöhnliche Hunde mit 3½ β , Jagd-Wind- und Wagenhunde mit 4⅔ β . Derartige Schätzungen wiederholen sich am 28. November 1803 und 27. September 1805.

Die erste Viehzählung wurde am 29. Oktober 1802 durch die Königl. Preuss. münsterische Interims-Verwaltungs- und Organisations-Kommission anbefohlen.

Der Fleischverkauf durfte in alter Zeit in der Stadt Münster nur an einer bestimmten Stelle, in der Scharen (Scharre), stattfinden; auch war der Verkauf nur den Mitgliedern der Metzgergilde gestattet. Die erste Fleisch-Verkauf-Ordnung erließ der Bischof von Münster, Friedrich Christian, am 6. Mai 1701. In dieser Verordnung waren feste Preise festgesetzt:

„Das beste Ochsen-, Kuh- oder Rindfleisch, wozu die Brustkern, der Back- und das beste Pott-Haft, sowie das beste Federstück zählt, sodann das geringere Rindfleisch, worunter der Karding, das Köffelstück und andere nicht vorgenannte Stücke

gehören, darf in der ersten Jahreshälfte nur 1 β 9 δ , in der zweiten nur zu 1 β 3 δ , resp. das Geringere nur zu 1 β 3 δ und 1 β p. Pfund verkauft werden.“

Das beste Rindfleisch kostete damals 21 δ nach heutigem Gelde.

„Das Kalbfleisch, dessen erste und zweite Qualität nach dem Gewicht des Hinterviertels von 13 Pfund und resp. an 8 Pfund zu bestimmen ist, darf bis ultimo Juni und resp. bis ultimo Dezember jedes Jahres, die beste Sorte nur zu 1 β 9 δ und zu 2 β , die geringere Sorte nur zu 1 β 4 δ und zu 1 β 6 δ p. Pfund; sodann das Hammelfleisch mit gleichmäßigem Unterschiede der Jahreszeit, das Feinste nur zu 1 β 8 δ und zu 1 β 2 δ , das Geringere nur zu 1 β p. Pfund verkauft werden.“

Merkwürdig ist hier der Umstand, daß Kalbfleisch im ganzen höher normiert ist, als das beste Ochsenfleisch. Auch vermiffen wir die Tage für Schweinefleisch. Letzteres kam in alter Zeit vielleicht wenig oder gar nicht zum Verkauf, da die Familien bis zum Beginn und noch bis zum ersten Drittel unseres Jahrhunderts jede für sich ein eigenes Schwein in der Weihnachtszeit einschlachteten (vgl. S. 90).

Durch eine spätere Verordnung des Bischofes Clemens August vom 28. Mai 1720 ist „wegen ungebührlichen Benehmens der Fleischhauer-Amtsgeoffen, und deren Knechte und Lehrlingen beim Verkaufe des Fleisches in der hiesigen Scharen“ es Jedermann gestattet, Vieh zu schlachten und auf der Scharen frei zu verkaufen, natürlich zu der von der Regierung festgesetzten Tage.

Die oben genannten Ausdrücke Körding, Backhast u. s. w. gemahnen uns daran, nachzuforschen, was darunter zu verstehen ist. Bei den Metzgern und den fleisch-einkaufenden Hausfrauen haben sich diese und manche andere Bezeichnungen noch bis auf den heutigen Tag erhalten.

Unter Körding wird das Schwanzstück verstanden; es gilt jetzt für das beste am ganzen Rinde. Federriemen = Mürbraoden (Fiäderraimen, Filet) bezeichnet das Muskelfleisch beiderseits der Lendenwirbel, also gleich vor dem Körding belegen. Als dritte Sorte gilt das Rippenstück, die Muskeln der Vorderrippen. Unter dem Körding, in der Gegend des Oberschenkels am Hinterbein, heißt das Fleisch „Piepenstück“ oder auch „Antvugel“. Erstere Bezeichnung rührt offenbar daher, weil der dicke röhrige Oberschenkelknochen darin steckt, dessen Mark auch noch heutzutage zur Bereitung der Klößchen in der Bouillon gern verwendet wird. Die oberen wie unteren Weichen liefern den „dünnen Backhast“. Das Oberarmstück wird in der Marktsprache „dicker Backhast“ genannt. Die Bauchmuskulatur geht unter dem Namen „Betog“, auch in den unteren Teilen „Föhlstück“ benannt; das

Schulterblatt liefert mit seinen Muskeln das „Lieppelstück“; das Brustbein die „Buorstekärne“, auch „Drohstück“. Endlich wird noch die am Halse herabhängende Wamme als „Kroppbuorst“ bezeichnet; während Hals, Kopf und Beine nicht vom Hochdeutschen abweichende Namen führen. Das Guter heißt „Gedder“ und dessen Fleisch „Spünder“.

Die innere Küchenanatomie des Kindes führt auch ihre besonderen Namen: „Lünksel“ bedeutet Lunge und Herz; „Krai“ ist das Fleisch unter der Niere; „Wampke und Keitske“ gleich Panzen; „Küninkshot“ heißt die zweite Magenabteilung; „Kordel-, Kuddel-, Priesel-, Milchfleisch“ ist die Drüse (Thymusdrüse) an dem Kehlkopf. „Kusentiänne“ heißen die Backenzähne. „Gefröse, Milte, Nürken“ weichen von den hochdeutschen Bezeichnungen kaum ab. Die Luftröhre bezeichnet man mit „Struotte“; Sehnen, zähe Stellen heißen „Taosken“, von taoh = zähe; die breiten, gelbweißen Sehnen „Willwass“; Knorpel „Knaosterbüttken“; Knochen „Butten“; Talg „Ungel“; verhärtete Stellen im Fettgewebe „Sähr“; geräuchertes Fleisch „Hastfleeft“; gesalzenes „Pickelfleeft“.

Auch für die Milch und deren Teile giebt es viele Volksbezeichnungen. Der Rahm heißt „Schmand“; die übrig bleibende süße Milch „fluottene Miälke“. Gerinnt die Milch, so scheidet (schraoden, schräätt) sie sich in dickere festere Teile, „Hotten“, auch „Klötte“, und in die wässerigen Bestandteile, „Wacken“. „Plundermiälke“ wird die saure Milch überhaupt genannt. „Stippmiälke“ sind die festen Teile geronnener Milch mit Rahm zu einem Brei gerührt; Zucker und gestoßener Zimmt bilden die Ingredienzien. „Känemiälke“ nennt man die beim Buttern übrig bleibenden Bestandteile der Milch; durch Zusatz von Honig, Zucker und Brot stellt man eine beliebte Speise aus derselben her, das „Känemiälkswarmbeer“. Milch mit Schwarzbrotkrumen heißen hier zu Lande „griese Greite“. „Weißer Käse“ heißen die abgeseihten und etwas angetrockneten Bestandteile der geronnenen Milch; diese können auch zu „Handkaise“ verarbeitet werden unter Zusatz von etwas Salz und Kümmel. Eigentlicher fetter Käse wird hier zu Lande sehr wenig fabriziert. Die unmittelbar nach dem Kalben zuerst ausgemolkene Milch, welche nur an das Vieh verfüttert wird, heißt „Paismiälke“.



Das Hauschaf, *Ovis aries* L.

Ein mittelgroßer Körper, hohe und dünne Beine, eine behaarte Nase mit gebogenem Nasenrücken, endlich von vorn nach hinten zusammengedrückte und in einer Schneckenwindung aufgerollte Hörner zeichnen das Hauschaf unter unseren Wiederkäuern aus.

Das Schaf ist sanft und friedfertig, aber auch störrisch und einfältig. Springt das eine ins Wasser, so folgt die ganze Herde nach. Es ist überhaupt in Gefangenschaft ein willenloser Knecht des Menschen geworden; die Kletterkunst und Lebhaftigkeit, den feinen Geruch und das feine Gehör der wilden Schafe hat es völlig eingebüßt.

Berge sind der Lieblingsaufenthalt des Schafes und die noch im wilden Zustande befindlichen werden nur in den Gebirgsgegenden der nördlichen Erdhälfte angetroffen; dem blutarmeren Geschöpfe sagt eine trockene, kurzgrasige Höhen- oder Bergweide am meisten zu. Selbst Fritz Reuter sagt: „Verpflanze eine Herde hochedler Schafe auf eine niedrige Weide und sie werden den konstanten Charakter ihres Vollblutes nicht bewahren können, sie werden in gemeine rauhaarige Schmucken ausarten und das Ende wird die Drehkrankheit sein.“

Nur die langwolligen Rassen machen eine Ausnahme von diesem allgemeinen Grundzuge und befinden sich am besten an den Meeresgestaden oder Flußufern und in der dort herrschenden Luft.

Über die Anzahl der wild existierenden Arten Schafe sind die Naturforscher durchaus nicht einig, und ebensowenig darüber, von welcher Art das Hauschaf abstammt. Einige führen 14 Arten auf, unter denen der korsische Mufflon als der Stammvater derjenigen Hauschafe angesehen wird, welche halbmondförmige Hörner tragen und kurzgeschwänzt sind; dagegen sollen die mit schraubenförmig gewundenen Hörnern von einer jetzt ausgestorbenen Art abstammen.

Der Mufflon kann nicht wohl der Stammvater unseres Schafes sein, denn er paart sich zwar mit unserm Hauschafe, allein diese Bastarde pflanzen sich nur durch Anpaarung fort. Auf den Gebirgen Nordafrikas existiert ein wildes Schaf, das Mähnschaf, in Nepal das Nepalschaf; andere wilde Schafe sind das Argali in Mittelasien, das Dicotorn in Nordamerika u. s. w. Keines von allen diesen ist der Stammvater unseres Schafes. Die fossilen Funde geben über die Abstammung

auch keine Auskunft; Müttmeyer hat zwar in den Schweizer Pfahlbauten die Knochen eines kleinen Schafes mit dünnen langen Beinen und ziegenartigen Hörnern gefunden, dieselben weichen aber von allen jetzt vorhandenen bekannten Schafarten ab. Dagegen sind auf alten Denkmälern Schafe dargestellt, welche mit den noch lebenden Rassen im wesentlichen übereinstimmen. Weil alle bis jetzt bekannten Wildschafe zu den Kurzschwänzen gehören und jetzt nur wenige gezähmte Rassen mit kurzen Schwänzen versehen sind, so glaubt Fitzinger, daß eine Mehrzahl von Stammarten, gegen 11, angenommen werden müsse. Und da eine Veränderung in den Lebensbedingungen des Schafes, namentlich Kreuzung und Zuchtwahl leichter als bei anderen Tieren den Verlust eines Charakters oder die Bildung eines neuen verursacht, so ist Brehm der Meinung, daß die verschiedenen Schafrassen nichts anderes sind als ein Kunstzeugnis des Menschen, veränderlich in Gestalt und Größe, Gehörnbildung und Bließ, Lebensart, Betragen und allen sonstigen Eigenschaften. Die Kreuzungsprodukte aller Schafrassen sind unter sich fruchtbar, deshalb nimmt von Nathusius an, daß die verschiedenen Formen der Hauschafe trotz ihrer großen Mannigfaltigkeit Rassen einer Art sind.

Wie die Knochenreste in den Schweizer Pfahlbauten beweisen, wurde das Schaf schon früh gezähmt, und unter der menschlichen Pflege hat es die verschiedenartigsten Formen angenommen. Eine orientalische Rasse trägt z. B. einen langen Schwanz, 20 Wirbel enthaltend und so mit Fett verwachsen, daß er auf kleine Wägelchen gelegt wird, um beim Nachschleppen nicht wund zu werden. Andere besitzen derartige große Fettmassen am Rumpfe und dann ist der Schwanz verkümmert. Die Angola-Rasse besitzt große Fettklumpen im Nacken und vorn am Halse. Einige Rassen sind hornlos, andere haben 4, ja sogar 8 Hörner auf dem Kopfe. Die Wolle kommt ebenfalls in den verschiedensten Abänderungen vor; bald ist sie haarähnlich, glänzend, bald gekräuselt, kurz oder lang, fein oder grob.

Das Schaf hat sich ohne Zweifel mit dem Menschen von Asien aus über die alten Erdteile verbreitet, und zwar nach Europa über Griechenland, Italien und Spanien weiter nach Deutschland. Nach Amerika und Australien sind die Schafe eingeführt und namentlich in letzterem Erdteil existieren jetzt zahllose Herden.

Die Schafe gehen 144—150 Tage trächtig und werfen gewöhnlich Ende Februar ein Lamm von weißer Farbe; die schwarze oder gescheckte Rasse ist hier nicht beliebt und deshalb selten. Das Schaf erreicht ein Alter von etwa 14 Jahren, in den Wirtschaften bleiben sie selten über 5 Jahre. Es wird hier der Wolle, des Fleisches und des Düngers wegen gehalten und nur zwischen Woll- und Fleischschaf unterschieden. An einzelnen Stellen wird auch noch die Milch benutzt.

Das Schaf kommt hier hauptsächlich in den östlichen und südlichen höher gelegenen Theilen der Provinz, sowie in den Fürstentümern Lippe und Waldeck vor. Auf den Rittergütern dieser Gegenden wurden vor der Gemeintheitsteilung und Ablösung der Hudegerechtsame große Herden gehalten, welche die Grundstücke der Bauern mitbeweideten. Diese hatten jeder für sich auch nicht so viel Areal, um darauf eine Herde zu ernähren, welche die Kosten des Hirten und seines Hundes lohnte. Deshalb hatte da, wo die sog. Dorfverfassung bestand, auch die Landwirthe in geschlossenen Ortschaften zusammenzuwohnen, der ganze Ort einen Schafhirten angestellt, um die aus den kleinen Stämmen der einzelnen Besitzer des ganzen Ortes zusammengesetzte Herde zu hüten. In manchen Distrikten des Paderborner Landes, welches fast durchweg eine gesunde sichere Schafhut bietet, war aber die Armut groß und deshalb die Zahl der Schafe so gering, daß die kleinen Grundeigentümer ihre Hudegerechtsame an Schäfereibesitzer in der westlichen Ebene verpachteten.

Wie der Senne die Kuhherde aus dem Winterquartier im Thale auf die Alpen treibt, wenn der Schnee geschmolzen ist, so brachten die münsterländischen und märkischen Schäfer ihr Vieh im anbrechenden Frühjahr, sobald das Gras keimte, nach der bezeichneten Höhengegend. Im Herbst stiegen sie wieder ins Flachland hinab, wo mit Heu gefüllte Ställe die Herden aufnahmen. Einen großen Theil ihrer Winternahrung fanden sie auch in den großen, im Sommer mit Rindvieh und Pferden betriebenen Weidekoppeln des Münsterlandes. Die Menge der dieses Gebiet durchschneidenden Gebüsche und Hecken in Verbindung mit der tiefen Lage und nicht weiten Entfernung des Meeres erhalten eine feuchte Luft, und durch die Lagerungsverhältnisse des Bodens begünstigt, viel stauende Nässe. Dies und nicht etwa der Mangel an Grünland war die Ursache, weshalb hier die Schafe im Sommer nicht mit Sicherheit durchgebracht werden konnten. Diejenigen Besitzer, welche trotzdem ihre Herden die Wanderungen nach den Höhen nicht mitmachten, sondern hier weiden ließen, büßten in nassen Jahren nicht selten infolge der Fäule den größten Theil ihrer Schafe ein; und dasselbe Schicksal traf die, welche nicht für ausreichendes Trockenfutter gesorgt hatten und ihr Vieh im Winter dem Wind und Wetter preisgaben. Denn die Schafe vertragen nicht viel Nässe; müssen sie anhaltend nasses, mit Schlamm bespritztes Gras oder verdorbenes Heu fressen und bei nasskalter Witterung mit durchnäßigem Pelze, besonders im Herbst, auf kalter Erde liegen, so entsteht die Bleichsucht, Fäule genannt, wobei sich im Bauch und Herzbeutel viel Wasser sammelt. Damit tritt häufig zugleich die Lungenfäule oder die Egelkrankheit auf, indem ebenfalls besonders in nassen Jahren die Leberegel, *Distomum hepaticum*,

mit den Weidepflanzen oder mit dem Trunke aus stehenden schlammigen Gewässern im Sommer oder Herbst aufgenommen werden. Und zwar geschieht dies nach den sorgfältigen Untersuchungen und Beobachtungen des Professor Leuckart durch Vermittelung einer Wasserschnecke, *Limnaeus pereger*, in deren Jugendzustande sich die Leberegel in die Atemhöhlen festsetzen. Der in großer Anzahl im Wasser der Gräben und Tümpel sich aufhaltende Schmarotzer gelangt so mit den jungen Schnecken in den Magen der Schafe und von da in die Gallengänge der Leber, die er verstopft. Schließlich entartet die ganze Leber, und die Schafe gehen zu Grunde. Erfahrene Schäfer haben deshalb von jeher, ohne den eigentlichen Grund zu kennen, das Fressen der Schafe an Gräben- oder Wasserrändern, und so lange das Gras noch taufeucht ist, für nachtheilig gehalten und vermieden.

Gegen solche Krankheiten hilft nur das Messer. Das Fleisch ist genießbar, aber nicht appetitlich, wenn das Übel weit vorgeschritten ist. Ein anderes Übel, woran in den Herden jährlich einige Stücke zu Grunde gehen, ist die Drehkrankheit, der Wolf unter den Schafen nach Roth's Benennung. Sie soll vorzugsweise die Lämmer im Alter von 5—8 Monaten befallen; hier in Westfalen kommt sie fast nur bei den Jährlingen vor. Sie zeigt sich dadurch, daß das kranke Tier im Gehen einen Bogen beschreibt; es frißt wenig und verendet unter Krämpfen. Die Ursache ist ein Blasenwurm. Im Schäferhunde entwickelt sich ein Bandwurm, *Taenia coenurus*, auch Quiesenwurm genannt, dessen Glieder, wenn sie geschlechtreif sind, abgehen, an Futterpflanzen hängen bleiben oder in Lachen geraten. Die Eier aus diesen Gliedern werden von den Schafen mit dem Futter oder Wasser aufgenommen und gelangen in deren Magen. Die dort entwickelten Embryonen begeben sich in alle Teile des Körpers und die in das Gehirn dringenden bilden eben den Blasenwurm, *Coenurus cerebralis*. Die Blasen erlangen die Größe einer Haselnuß oder sogar eines Hühnereies; im Inneren sproßt eine große Anzahl Bandwurmköpfe hervor, welche vom Schäferhunde gefressen, wieder zu eben so vielen Bandwürmern in seinem Darm heranwachsen können. Das einzige Mittel dagegen ist das Trepanieren, was aber selten gelingt, am ehesten noch, wenn der Trokar, nachdem der Sitz der Blase ermittelt ist, in diese geschlagen, das Wasser mit der Spritze herausgezogen und etwas Salicylsäure in die Öffnung gespritzt wird, welche die zurückgebliebenen Blasenwürmer tötet und die Heilung befördert.

Die unechte Drehkrankheit wird von einer Fliegenart, der Schafsnasenbreme, *Coephenomyia ovis*, verursacht. Diese Fliege, von 10 mm Länge, ist fast unbehaart, mit verkümmerten Mundteilen und kurzen warzigen versteckten Fühlern; der schwarze

Hinterleib weißlich gefleckt, die Flügel glashell. Sie legt ihre Eier an die Nase der Schafe, von wo aus sich die Larven zur Stirnhöhle fortbewegen und sich mit den Mundhaken befestigen. Sie bewirken ein Krimmeln in der Nase und dadurch die falsche Drehkrankheit der Schafe. Die erwachsenen Larven lassen sich auf den Boden fallen, wo sie sich verpuppen. Die drehende Bewegung der Schafe hört dann natürlich auf.

Die Räude, bei Schmutz, Hunger und Nässe durch die Krätzmilbe erzeugt, war keine seltene Erscheinung; es wurde Tabakslauge und Teer mit Erfolg dagegen angewendet, und nichtsdestoweniger sah man in den Herden nachlässiger Schäfer Tiere mit defekten Wliefen, an denen die Wollflocken herunterhingen.

In manchen landwirtschaftlichen Kreisen hat sich das Vorurteil von einer Selbstentwicklung der Räude bei den Schafen noch erhalten, obwohl seit mehr als 25 Jahren durch wissenschaftliche Untersuchungen mit Sicherheit festgestellt ist, daß die Krankheit niemals anders als durch Ansteckung entsteht und sich ausschließlich durch Ansteckung weiter entwickelt.

Die Räude beruht auf dem Schmarozertum kleiner, mit bloßem Auge nicht erkennbarer Tierchen — der Räudemilben, *Dermatocoptes ovis* — auf der Haut der Schafe, und die Ansteckung wird ganz allein durch die Übertragung dieser Milben von einem Schafe auf das andere bewirkt. Die Räudemilben vermehren sich schon in wenigen Wochen sehr stark, und es ist daher erklärlich, daß der Hautauschlag bei einzelnen Tieren in kurzer Zeit große Hautstellen ergreift und daß sich das Leiden schnell über viele Tiere der Herde ausbreiten kann.

Die Heilung der Schafräude ist von der Tötung der Milben abhängig und kann in allen Fällen durch eine methodische Kur erreicht werden, wenn die Schafe noch nicht erheblich in ihrem Ernährungsstande heruntergekommen sind. Von der sogenannten Schmierkur, wie sie durch die Schäfer in den westlichen Landesteilen mit Vorliebe gehandhabt wird, kann jedoch ein Erfolg nicht erwartet werden. Es kann zwar durch die Schmierkur der Ausbreitung des Räudeauschlags entgegenwirkt, und der Krankheitsverlauf in die Länge gezogen werden, aber eine eigentliche Heilung der Räude in einer Herde wird bei diesem Verfahren nicht erreicht.

Zur gründlichen und schnellen Heilung der Schafräude ist die Anwendung der Badekur erforderlich. Dieselbe wird zweckmäßig sofort nach der Schur der Schafe vorgenommen und muß sich auf alle Schafe der betreffenden Herde erstrecken, da auch die anscheinend gesunden Tiere der Ansteckung verdächtig sind. Die Räudebäder können aus verschiedenen Mitteln bereitet werden, denn es giebt

viele Arzneistoffe, welche die Räudemilben sicher töten. Recht wirksam und auch sehr billig ist eine Lösung von roher Karbolsäure, ungelöschtem Kalk, Soda und grüner Seife in Wasser. Werden die genannten Ingredienzien in Tabakabkochung gelöst, so ist das Bad noch wirksamer. Letzteres würde daher bei veralteter Räude zu empfehlen sein. Um die Heilung der Schafe durch die Badetur möglichst sicher zu stellen, muß auf das erste Räudebad nach 5—6 Tagen ein zweites folgen. Auch darf die gesetzlich vorgeschriebene Reinigung und Desinfizierung der Ställe unter keinen Umständen unterbleiben, wenn eine erneute Ansteckung der Schafe vermieden werden soll.

Wenn auch dieses rationelle Heilverfahren bei einer großen räudekranken Schafherde für den Augenblick etwas lästig werden kann, so ist doch der Erfolg einer solchen Kur für die wirtschaftlichen Zwecke der Schafhaltung immer sehr lohnend. Es bleibt aber unerlässlich, daß die Besitzer von Schäferereien sämtlich die Räude in ihren Herden möglichst gleichzeitig zur Heilung bringen lassen, damit nicht in eine gesunde oder von der Krankheit eben geheilte Herde durch den Handelsverkehr mit räudigen Schafen die Krankheit von neuem eingeschleppt wird.

Bei dem Erlasse des Viehseuchengesetzes und der zu demselben erlassenen Ausführungsinstruktion sind die schweren Nachteile, welche den Besitzern gesunder Schafherden durch die Einschleppung der Räude zugefügt werden, im vollsten Umfange gewürdigt. Wesentlich von diesem Gesichtspunkte aus ist in den §§ 9 und 10 des Reichsviehseuchengesetzes vom 23. Juni 1880 die Bestimmung getroffen, daß jeder Besitzer oder dessen Vertreter das Auftreten einer Ausschlagkrankheit bei Schafen, welche nur den Verdacht der Räude zu erregen geeignet ist, bei Vermeidung einer empfindlichen Geldstrafe der Polizeibehörde sofort anzuzeigen hat.

Das hiesige Landschaf, wie es sich in den mit kräftiger Weide gesegneten Gegenden findet, hat einen etwas groben Knochenbau und trägt bis 3 kg grobe lange Wolle. Es ist ziemlich groß, genügsam und erreicht ein Schlachtgewicht von 30 kg. Wegen seiner starken Bedeckung ist es gegen Witterungseinflüsse weniger empfindlich als die kurzwoiligen Rassen.

Die ausgedehnten Heiden im nördlichen und nordwestlichen Teile des Münsterlandes waren das Gebiet der **Heidschnucken** (vgl. Fig. 26), welche jetzt wohl nur noch auf der Lüneburger Heide in größeren Beständen vorkommen.

Die für diese unfruchtbaren Gegenden ganz besonders geeignete Schafrasse wird in neuerer Zeit durch größeren Gewinn abwerfende Rassen mehr und mehr verdrängt und verlohnt sich hier gewiß die eingehendere Schilderung derselben um so mehr,

als man in zoologischen Werken in der Regel nichts über dieses merkwürdige Tier findet, das auch in Brehms Tierleben nicht erwähnt wird. Und doch ist die Heidschnucke — von welcher der Philosoph Voltaire eine sonderbare Vorstellung gehabt haben muß, wenn er sie als un peuple sauvage nommé Heidschnuks (ein wildes Volk der Heidschnucken) erwähnt — ein echtes Charaktertier der Heide. Die Heidschnucken, an Ort und Stelle einfach „Schnucken“ genannt, haben eine hübsche zierliche Gestalt; ihre Größe ist etwas geringer als die der gewöhnlichen Klassen des



Norddeutsches Marschschaf und Heidschnucken (Fig. 26).
(Im Wollkleide und geschoren.)

Hauschafs. Die Farbe der Wolle, die schön und lang gelockt vom Körper herunterhängt, ist blaugrau, weißlich untermischt; das Grau wird mit dem Alter immer heller; die feinen und zierlichen Beine sind schwarz, wie auch der Kopf.

Beide Geschlechter tragen rückwärts gebogene Hörner, die Böcke größere als die Schafe. Der Bock zeichnet sich auch durch gedrungenere Gestalt und durch dichtere und längere Wolle vor den Schafen aus.

Ein auffallender Unterschied vom gewöhnlichen Hauschaf ist der, daß die jungen Lämmer stets kohlschwarz sind, nur Scheitel, Ohrenspitzen, Schnauze und Kinn sind bisweilen weißlich; mit dem zunehmenden Alter ergraut nun die Wolle des Körpers, bis sie nach etwa drei Vierteljahren mehr oder weniger grau geworden ist; die Färbung der Beine und des Kopfes aber bleibt stets schwarz, nur die Schnauze ist grau.

Die Hörner treten nach einem Vierteljahre auf und sind mit etwa einem halben Jahre ausgewachsen; sie sind von der Stirn gerade nach hinten gebogen, gehen über die Ohren hin und die Spitze ist nach abwärts gerichtet.

Die Wolle der jungen Lämmer ist gekräuselt, aber nicht in Locken herabhängend wie bei den Alten; die Iris des Auges ist dunkelbraun, die Pupille schräg oval.

Das Wesen des Tieres ist ein ganz anderes als das des gewöhnlichen Hauschafes; es ist viel lebhafter und hat schöne, elegante, rehartige Bewegungen. Es springt, was sonst kein Hauschaf thut, gewandt über 2 m hohe Hindernisse.

Das Lamm ist ein ungemein munteres, bewegliches Geschöpf, das graziöse Sprünge macht und ungemein schnell dahinflüht.

Im März und April wirft das Schaf 20 Wochen nach dem Beschlagen ein, selten zwei Lämmer.

Im 3. oder 4. Jahre sind die Tiere am besten, älter als 7 oder 8 Jahre läßt man sie nicht werden; man mästet die vierjährigen und verkauft sie im Herbst. Sie können 10 Jahre alt werden, dann aber verlieren sie die Zähne und verkümmern.

Die Nahrung besteht vorwiegend in Heide, *Erica vulgaris*, Glockenheide, *Erica tetralix*, Kronsbeeren und Wachholder.

Das Tier sucht sich immer seine Nahrung selbst; sogar im strengsten Winter, wo die Herde mindestens 1½ Stunden täglich ausgetrieben wird, kratzt es, was kein anderes Hauschaf thut, mit den Vorderfüßen den Schnee fort, um zum Futter zu gelangen. Es weidet nie an derselben Stelle, sondern ist beständig in Bewegung. Nur bei strenger Kälte im Winter wird es in den Stall genommen und bekommt hier nur Stroh.

Jedes Tier gebraucht zu seinem Unterhalt etwa einen Morgen Heideland.

Die Böcke wiegen geschlachtet und ausgenommen 11—12, höchstens 15 kg, die Schafe 8—9 kg. Die Wolle wird zweimal jährlich geschoren und liefert jedes Tier etwa ¼ kg à 50 s; somit ist der Ertrag ein höchst geringer. Die Schmucken bringen, wenn man die Kosten von Hirt und Hund rechnet, wenig ein, der Heidebauer

aber kann sie des Mistes wegen nicht entbehren, der da, wo man Pferde und Rinder nicht halten kann, von Wert ist.

Von sehr angenehmem Geschmack ist das Fleisch, das an Rehziemer erinnert und gut zubereitet mit Rehbraten leicht verwechselt werden kann.

Die Herden verringern sich bei der zunehmenden Kultur der Heide mehr und mehr, doch findet man noch einzelne von 500 Stück.

Den Zoologen interessiert die Rasse unwillkürlich, weil sie den Eindruck des Natürlichen, nicht durch Zucht Veränderten macht und vielleicht haben wir hier in der That eine eingeborne, sehr alte Form vor uns.

In der rauheren Gebirgsgegend des Sauerlandes kam ein Schaf vor von etwas größerer Gestalt mit haariger, schlotteriger Wolle.

Bis in das laufende Jahrhundert war, wie alle anderen Verhältnisse in der Landwirtschaft, die Schafzucht hier auf dem Niveau der alten Zustände geblieben. Zwar waren in den Jahren 1765, 1778 und später 1802 durch den Oberpräsidenten Westfalens, von Vincke, Merino-Schafe aus Spanien nach Sachsen eingeführt worden, es dauerte jedoch sehr lange, bis dieselben sich in unsere Provinz hinein verbreiteten. Als sie aber erst nach den Ritter- und Domänengütern in den die Zucht der Schafe begünstigenden Gegenden kamen, wurden die Böcke auch sehr bald zur Veredelung der Landschafe mit gutem Erfolge verwandt. Durch diese Kreuzung ist der sog. Paderborner Halbschlag mit der Klustwolle entstanden, welcher bei feinem Knochenbau die Körpergröße des grobwolligen ursprünglichen Landschafes behalten, eine sehr gesuchte, gut bezahlte Wolle von 2—2½ kg trägt und an Mastfähigkeit nicht eingebüßt hat, aber selbstredend in letzterer Beziehung den bloßen Fleischschafen nachsteht.

Nachdem einmal die Bahn gebrochen und der Weg des Fortschritts betreten war, ist kein Stillstand wieder eingetreten. Das Schaf ist seitdem den Veränderungen gefolgt, die in der Kultur, den Vermögens-, merkantilen und Konsumtionsverhältnissen eingetreten sind. Die verbesserte Bodenkultur der letzten Jahrzehnte, namentlich die durch ober- und unterirdische Entwässerungen bewirkte Trockenlegung der Hütungen sowie die sorgfältigere Haltung der Schafe überhaupt haben die Gefahr des Faulwerdens sehr vermindert. Die Entwässerung des Münsterlandes ist durch die Vorflut-Polizeiordnung der Regierung zu Münster vom 24. Juni 1867 bedeutend gefördert.

In den östlichen Provinzen war die Merinozucht hauptsächlich durch Thaer auf einen Höhepunkt gebracht und solcher Erfolg erzielt worden, daß sie selbst in Spanien Anerkennung fand und im Jahre 1829 ein Transport von 2000 Merinos

aus Sachsen nach seiner ältern Heimat zurückging. Durch den großen Gewinn dieser Zucht in anderen Gegenden verleitet, waren auch auf mehreren großen Gütern in der Niederung Merino-Herden eingeführt, die bei sorgfältiger Pflege nichts zu wünschen übrig ließen, bis die Jahre 1829/30 die erzielten Resultate und gehegten Hoffnungen mit einem Schlage vernichteten. Die Folgen der nassen Witterung zeigten sich zuerst bei den weichlicheren, an das Leben in der Niederung nicht gewöhnten Spaniern; sie gingen zuerst an der Fäule zu Grunde. Auch das Halbblut verlor eine große Zahl Häupter. Als aber die Zeiten wieder günstig wurden, verdrängte es überall mehr und mehr das bloße Landvieh. Selbst auf dem Sande wurde es zur Veredelung des dortigen Schafes nicht ohne Nutzen herangezogen, nachdem auch die Haltung dort eine bessere geworden.

Das verbesserte Sandschaf kommt hauptsächlich in der Gegend von Haltern im Münsterlande vor und heißt deshalb das Halternsche. Wenngleich es hinsichtlich der Quantität des Fleisches und der Qualität der Wolle dem Paderborner nachsteht, so ist es doch für die Gegenden mit magerem Sandboden, welche dem Paderborner nicht das von ihm beanspruchte Futter bieten können, empfehlenswert.

Die Errichtung der Paderborner Tilgungskasse 1836 und die sonstigen, zur Hebung des gesunkenen Wohlstandes mehrerer Kreise dieses Landes getroffenen Maßregeln brachten in Verbindung mit der Gemeinheitsteilung zuwege, daß die Landleute dortiger Gegend sich allmählig erholten, selbst eine ihren Verhältnissen angemessene Anzahl Schafe anlegten und ihre Hütungen selbst benutzten. Dies bewirkte, daß die Faselherden in dem westlichen Teile der Provinz meist in Mastmaterial verwandelt wurden; doch blieb der Erlös aus der Wolle noch mit die Hauptsache.

Da fielen mit der Vermehrung der Schafe in Australien, wo seit 1786 bis jetzt die Zahl der vorhandenen Schafe von 29 Stück auf 62 Millionen gestiegen ist, und in Kalifornien, wo 1871 die Wollproduktion die Höhe von über 12 Millionen kg erreichte, die Wollpreise in den Jahren 1868 und 1869 beinahe um die Hälfte; dadurch kam die schon länger ventilirte Frage zur Entscheidung, ob das Fleischschaf hier vor dem Wollschafe den Vorzug verdiene. Die Waagschale neigte sich auf die Seite der Fleischschafe; als aber die Fabrikanten gefunden hatten, daß die australische Wolle wegen ihrer Verunreinigung mit Kletten u. nur zu Paletots und Militärtuch brauchbar, und die Baumwollproduktion durch den nordamerikanischen Krieg und die Sklavenemanzipation zurückgegangen war, erlangte die Wolle wieder einen höheren Preis. Diese Steigerung war jedoch nur vorübergehend, besonders weil Maschinen zur Reinigung der australischen Wolle erfunden wurden, so

daß auch sie zu feineren Zeugen verwandt werden kann. Die Fleischpreise sind zwar auch heruntergegangen, jedoch nicht so wie die der Wolle, und so hat die Meinung zu Gunsten des Fleisches die Oberhand gewonnen. Das Fleischschaf entspricht auch im allgemeinen mehr den Wirtschaftsverhältnissen als das feine Wollschaf; dazu ist der Aus- und Einkauf der zu mästenden Schafe durch die Errichtung der Paderborner Schafmärkte, wo regelmäßig etwa 15 000 Stück aufgestellt werden, außerordentlich erleichtert. Der Paderborner Halbschlag ist als Fleischschaf nicht zu verachten, aber es fehlt ihm, wie dem Merino, die Frühreife, welche die englischen Fleischschafe in so hohem Grade besitzen. Deshalb hat man die Southdowns zur Kreuzung sowohl des Merinos als des Halbschlages benutzt; die Descendenz aus der letzteren Paarung ist die vorzüglichere.

Das ostfriesische langwollige Milchschaf hat im Münsterlande die Probe nicht bestanden, da angeblich der Milchertrag zu seinem Futterbedarf in keinem richtigen Verhältnisse steht und es auch ebensowenig ein gutes Fleischschaf ist. Von seiner ursprünglichen Lebensweise soll es keine Abweichung gestatten. In neuester Zeit ist es jedoch in den Gebirgsgegenden des Sauerlandes eingeführt und soll sich dort für die Milchwirtschaft der kleinen Leute bewähren; im Kreise Wittgenstein wird jetzt sogar die Zucht dieses Milchschafes betrieben. Die anfängliche Befürchtung, es würde die rauhe scharfe Gebirgsluft nicht vertragen, soll sich nicht bestätigt haben. In Ostfriesland wird es in allen kleinen ländlichen Wirtschaften gehalten. Es gehört zu den Schafen mit kurzem, nur behaartem und nicht bewolltem Schwanz; trägt $2\frac{1}{2}$ —4 kg Spinnwolle; wirft 2, selten 3—4 Lämmer und giebt 2—4, auch wohl 6 Liter Milch.

Die großen langschwänzigen, langwolligen Rassen, deren in England mehrere vorkommen, die jedoch nicht scharf unterschieden sind, sondern in einander übergehen, das Leicester-, Lincoln-, New-Kent- und das Cotswold-Schaf gedeihen vorzugsweise an den Meeresufern und in den Flußniederungen, wo sie ihre natürliche Heimat finden. Der Engländer J. Caird empfiehlt dieselben ganz besonders wegen ihrer langen glänzenden Wolle. Sie haben einen großen Reichtum an grober Wolle und ein bedeutendes Körpergewicht, die Cotswolds sollen sogar 8—9 kg gewaschener Wolle liefern und 100—120 kg ausgeschlachtet wiegen. Man hat deshalb in Frankreich und Deutschland nicht erst jetzt, sondern schon seit den 30er Jahren die Aufmerksamkeit auf sie gerichtet und Versuche mit denselben gemacht, aber gefunden, daß sie starke Bewegung, Treiben und Hüten vor dem Hirten nicht vertragen, vielmehr in Koppeln frei wandeln wollen, wo sie langes, wenn auch grobes Gras

finden. Alle Versuche, sie an eine den kurzvölligen Rassen zusagende Haltung zu gewöhnen, sollen gescheitert sein. Sie sollen auch außer ihrer Heimat nur eine Bedeutung für Kreuzungen haben, und daß sie von einer nicht unerheblichen Bedeutung für die Kreuzung mit den entsprechenden Rassen in den geeigneten Lokalitäten sind, scheint unzweifelhaft zu sein und stehen dem Verfasser dieses günstige Erfahrungen zur Seite.

Hinsichtlich des Fleischschafes enthält ein Bericht über die Mastvieh-Ausstellung in Berlin 1880 folgendes: „Bei den Schafen sind die englischen Fleischrassen mehr vertreten und es ist interessant, die Resultate der verschiedenen Kreuzungsversuche zu beobachten. Die besten englischen Stämme, nämlich die verbesserten Leicestershire und die Southdowns haben für deutsche Verhältnisse manche unpassende Eigenschaften. Die Tiere sind auf möglichste Ausnutzung des Futters gezüchtet und diese erfordert eine gewisse Beschränkung des Atmungsprozesses. Dies ist kein Übelstand bei der englischen Art, die Schafe auf der Weide Sommer und Winter sich selbst zu überlassen, aber das bei unseren Verhältnissen nötige Treiben in der Herde und die Winterhaltung im Stalle verträgt ihre schwache Lunge nicht. Die Leicesterschafe sind dadurch von der deutschen Züchtung ganz ausgeschlossen, die etwas härteren Southdowns aber tragen außerdem so wenig Wolle, daß selbst die lebensfähigere Kreuzung derselben mit Merinos bei uns, wo doch der Wollertrag wegen der niedrigen Fleischpreise und der teureren Winterhaltung nicht ganz entbehrt werden kann, nicht vorteilhaft ist. Man hat deshalb versucht, das Merinoschaf mit den englischen Southdown-Fleischrassen, nämlich dem Oxforddown oder den Shropshire- oder Hampshire-Downs zu kreuzen, welche größer sind und mehr Wolle haben. Zu dieser Beziehung ist wohl das letztere vorzuziehen, denn die Oxfords haben zwar lange, aber nur sehr dünne Wolle; beide Tiere sind aber auch sehr weichlich. Das passendste englische Schaf zur Kreuzung mit den unsrigen ist wegen seiner harten Natur wohl das langwollige alte Lincoln-Schaf oder auch das Cotswold, wie es von Franz Kasch-Duderode sowohl in reiner Zucht als auch in Halbblut in schönen Exemplaren ausgestellt ist. Eine solche Zucht von Halbblut aus dem Leineschaf in Cotswold nennt er «konsolidierte Harzrasse» und es ist nicht in Abrede zu stellen, daß dies der richtige Weg ist, zu einer für unsere wirtschaftlichen und klimatischen Verhältnisse richtigen Schafrasse zu gelangen.“

Die Schafe haben sich sehr vermehrt; sie würden noch zahlreicher sein, wenn nicht von Zeit zu Zeit die Fäule immer noch eine Menge hinwegraffte. Die Leute sind aber so klug geworden, daß sie die davon ergriffenen Tiere nicht mehr wie

Westfalens Haussäugetiere.

früher den Hunden vorwerfen, sondern rechtzeitig an das Messer des Metzgers liefern. In neuerer Zeit ist jedoch die Zahl wieder zurückgegangen. Im Jahre 1816 fanden sich im preussischen Staate:

ganz veredelte Schafe	719 200	Stück,
halbveredelte	2 367 010	"
Landschafe	5 174 186	"
im ganzen	8 260 396	Stück.

Nach der Zählung von 1867 waren dagegen, Hohenzollern und das Jagdgebiet nicht mitgerechnet, vorhanden:

Merinoschafe	10 999 275	Stück,
andere Schafe	7 821 505	"
im ganzen	18 820 780	Stück.

Doch wird diese bedeutende Vermehrung zum guten Teile der Vergrößerung des Staates beizumessen sein.

In der Provinz Westfalen allein wurden 1858 gezählt:

Merinos	35 427	Stück,
Halbveredelte	107 109	"
Landschafe	288 382	"
zusammen	430 919	Stück.

1867: Merinos	59 470	Stück,
andere Schafe	575 646	"
sind	635 116	Stück.

Mithin hat in 9 Jahren eine Vermehrung um mehr als 200 000 Stück stattgefunden, die sich vorwiegend auf die gröberen Schafe erstreckt. Dagegen hat die Zählung von 1873 folgendes Resultat ergeben. Es wurden gezählt Schafe einschließlich Kämmer in den Regierungsbezirken

	Merinos	veredelte Fleischschafe	andere Schafe	darunter Heidschnuden	Gesamtzahl
Münster	1 232	8 201	90 463	12 918	99 896
Minden	12 906	26 295	168 793	1 110	207 991
Arensberg	2 123	16 844	157 294	2 078	176 261
im ganzen	16 261	51 340	416 550	16 106	484 148

Diese bedeutende Verminderung wird nur erklärlich durch die große Vermehrung der Schafe in Australien und Amerika, und den Import von da und aus Afrika nach Europa, welcher die hiesigen Preise herabdrückt.

Hauschaf.

Nach der Zählung von 1883 beträgt die Stückzahl des Schafviehes im Regierungsbezirke

Münster	80 818
Minden	182 226
Arnsberg	<u>152 375</u>
zus.	415 419.

Der Schafbestand der ganzen Erde wird nach den neuesten statistischen Untersuchungen etwa folgendermaßen zu schätzen sein:

Spanien (1865)	. . . 22 054 960,
Frankreich (1872)	. . . 24 589 640,
Österreich-Ungarn (1873)	24 999 400,
Rußland (1870)	. . . 48 132 000,
England (1876)	. . . 32 252 570,

hierzu für Italien, Griechenland, Schweden, Dänemark zc. noch 18 Millionen, würden für Europa etwa 190 Millionen Schafe ergeben; dazu kommen: Australien (1875) 62, Skapland 16, Südamerika, La Plata 60, Nordamerika 50, Central-Amerika 6, Türkei, Nordafrika, Persien zc. 65, Ostindien und China zc. 35 Millionen, also im ganzen auf der Erde 480 bis 500 Millionen Schafe, was für jeden der 1000 Millionen Bewohner durchschnittlich kaum ein halbes Schaf ergeben würde.

Das Merinoschaf (vgl. Fig. 27) soll nach Einigen aus Nordafrika stammen und weil es übers Meer gekommen, von diesem den Namen erhalten haben; einige Naturforscher glauben, daß es seit unwordentlicher Zeit in Spanien und Portugal zu Hause gewesen sei. Dagegen hat ein Mitglied der Pariser Akklimatisations-Gesellschaft aus den aufgefundenen Schriften eines spanischen Mönchs Namens Sarmiente darüber Folgendes veröffentlicht. „Gegen Ende der Regierung Don Alfonsos, der 1291 starb, wurden aus England Schafe bezogen, die man, weil sie zu Schiffe über das Meer, spanisch war, nach Spanien gebracht wurden, ovejas marinos, d. h. vom Meere stammende Schafe nannte. Daraus ist dann das deutsche Wort Merinoschaf entstanden.“

Wie der englische Renner das Vollblut unter den Pferden ist, so behauptet das Merino den ersten Rang unter den Schafen; und so wie jener unter Hintanziehung der Körperformen nur für die Rennbahn gezüchtet worden ist, so hat man bei dem Merino nur auf die Feinheit der Wolle gesehen und die Ausbildung des Körpers unberücksichtigt gelassen. Die Feinheit der Wolle läßt denn auch nichts, der Körperbau sehr viel zu wünschen übrig.

Schlesien hat jetzt alle anderen Länder, selbst Spanien in der Zucht des feinen Wollschafes überflügelt, wie sich auf den Ausstellungen zu London und zu Paris gezeigt hat, und Schlesien muß jetzt das goldene Vlies zuerkannt werden — wie ihm solches auch auf der Pariser Ausstellung in Gestalt einer goldenen Medaille zu teil geworden ist — obgleich die hochfeine Wolle nicht mehr so gesucht und so teuer bezahlt wird wie früher, nachdem die feine Wolle aus Australien, Amerika



Merinoschaf (Fig. 27).

und Afrika massenweise eingeführt und es den Fabrikanten gelungen ist, aus minder feiner Wolle schöne Ware zu bereiten.

Die Mode hat, wie bei vielen anderen Dingen, auch hierbei ihren Einfluß geübt und der Mensch ist selbst in der Kleidung praktischer geworden. Man trägt nicht mehr wie sonst das ganze Jahr hindurch einen feinen Tuchrock, sondern im Sommer leichte, im Winter dicke Wollstoffe, wozu keine hochfeine Wolle erforderlich ist. Deshalb ist man in neuerer Zeit von der Zucht der Elektoralwolle, welche die

ursprünglich vom Könige von Spanien dem Kurfürsten von Sachsen geschenkten Tiere trugen, mehr abgegangen und hat in den letzten Jahrzehnten sich auf die Produktion der mehr begehrten Kammwolle verlegt; vielleicht um so lieber, als diese lange nicht die Kenntnisse von dem Schafzüchter erfordert, als die Produktion edler kurzer Tuchwolle.

Bemerkenswert ist das Vorgehen des Grafen Pourtales zu Glumbowitz in Schlesien, welcher 1880 und 1882 das erstemal eine kleine, dann eine größere Herde „Wanderschafe“, Merinos transhumantes, aus renommierten Herden Spaniens importiert hat; und zwar erstere aus der Herde eines Herrn Delgado, die zweite aus dem edelsten Blute Spaniens, einer Herde des Marquis von Perales, aus welcher schon Ende des vorigen Jahrhunderts Schafe nach Sachsen bezogen wurden. Die zuerst erhaltene Herde hat schon zweimal gelammt und ist man mit der Nachkommenchaft und den Kreuzungsprodukten, letztere aus dortigen Merinomüttern und importierten Böcken, sehr zufrieden. Dieser Versuch ist aus der Erkenntnis hervorgegangen, daß die Schafherden Schlesiens durch Blutsverwandtschaft überzüchtet, im Körperbau degeneriert, nachteiligen Einflüssen gegenüber empfindlich geworden sind; ferner aus der Erwägung, daß die Landwirtschaft dort ohne Schafe nicht bestehen kann und ein genügsames, leicht ernährbares abgehärtetes Schaf, welches den verschiedenen Witterungsverhältnissen troht und mit magerer Weide vorlieb nimmt, ein Bedürfnis ist. Nach dem Berichte über diese Schafe im „Landwirt“ vereinigen die Transhumantes diese Eigenschaften in sich. Sie haben einen starken Gliederbau, brillant abgerundete Figuren, hervorgerufen durch ihre jährlichen hundert Meilen weiten Märsche. Die Wolle zeichnet sich aus durch mildes wolliges Haar, ist aber nicht so fein wie die feinen Wollen Schlesiens, hingegen bedeutend an Quantität.

Von Nathusius zählt das Merinoschaf zur Gruppe der langschwänzigen Wollschafe. Es ist klein, der Kopf schmal und lang mit Ramsnase, der Körper kurz mit abschüssigem Kreuz und scharfem Rückgrat, die Brust schmal, die Haut fein wie Papier und elastisch, mit $\frac{1}{2}$ —1 kg Wolle bedeckt. Die Widder tragen Gehörn, die Schafe nur ausnahmsweise. Das lebende Gewicht beträgt 27—30 kg. Die feinste Tuchwolle, wie sie in Schlesien produziert wird, hat einen dichten Wuchs und ist sehr ausgeglichen in Feinheit und Kräuselung. Dabei ist ihre Stapellänge selten größer als 3 cm.

Eine Abart von dieser Form ist das Negrettischaf, so genannt von einer spanischen Herde des Grafen Negretti, welcher es jedoch nicht entstammt; von kräftigerem Körperbau, mit derberer Haut, die sich am Halse in verknorpelte Falten

legt. Dasselbe trägt etwa 2 kg minder feine aber längere, für den Kamm brauchbare Wolle, bei 27—32 kg lebend Gewicht.

Jede Art Wolle von mehr als 5—6 cm Länge ist als Kammwolle, nämlich zu Waren mit glatter Oberfläche geeignet. Gute Kammwolle liefern besonders diese Negrettis und das französische Rambouillet-Schaf.

In Deutschland hat man sich vorzugsweise auf die Zucht des Wollschafes, in England auf Erzeugung des Fleisches gelegt; Frankreich hat beide Richtungen zu vereinigen gestrebt, indem man dort einerseits viel Geschmac für Hammelfleisch besitzt und sich hauptsächlich auf die Herstellung glatter Stoffe legt, wozu man Kammwolle nötig hat. Auch die Beschaffenheit des Bodens begünstigt beide Richtungen, indem in den meisten Gegenden, wo die Merinos gehalten werden, der Untergrund aus Kalkformationen besteht, welche auch an die Ackerkrume reichlich Kalk abgegeben haben, so daß die Flora größtenteils Kalkpflanzen enthält, welche die Bildung eines starken Knochenbaues befördern. Damit ist gewöhnlich auch die Entwicklung einer längeren, wenn auch minder feinen Wolle verbunden. Das Rambouillet-Schaf hat eine große prächtige Figur, erreicht bei schneller Entwicklung ein lebend Gewicht von 50—60 kg — d. h. reines Fleisch 20—22, bei fetten Tieren 23—25 kg; er trägt eine mittelfeine, seidenartige Wolle von 7 cm Tiefe des Stapels und $2\frac{1}{2}$ bis $2\frac{3}{4}$ kg Schurgewicht. Dabei steht die Wolle dicht und lang an jedem Teile des Körpers, auf dem Bauche bis an die Klauen herab, und ist über den ganzen Körper gut ausgeglichen. Dagegen wird es, wengleich es härter sein soll, als andere Merinos, wohl nur in Gegenden gehalten werden können, die überhaupt für das Merino geeignet sind: wo es an zusagendem Futter nicht fehlt, die Luft und der Boden trocken sind.

Die deutschen Schafzüchter wurden zuerst auf der Ausstellung in London auf die französische Kammwoll-Merinozuchttrichtung aufmerksam. Auf der Ausstellung in Hamburg 1863 wurden aus der Herde von Garrot-Genouilly 2 Böcke für 4000 Francs und 10 Schafe für 10000 Fr. verkauft; Lefebvre verkaufte 1 Bock und 9 Mutter-schafe für 10000 Fr., und Bailleau 6 Böcke und 9 Schafe für 20000 Fr. Die Kreuzung des französischen mit dem hiesigen Merino hat gute Früchte getragen.

Eine wertvolle Gattung der Kammwollrasse ist das Mauchamp-Schaf. Der Pächter des Gutes Mauchamp bei Berry-au-Bac im Depart. de l'Yonne, M. Graux, fand im Jahre 1828 unter seinen Lämmern ein Bocklamm, welches sich durch eine lange, glatte und seidenartige Wolle auszeichnete. Dieser Bock wurde mit Merinomüttern gekreuzt und Zuzucht getrieben, die beim Staate Unterstützung fand. Auch in der

faiserlichen Stammschäferei zu Gerolles bei Lyon wurden die Rambouilletts mit Mauchamp-Böden gekreuzt und so die Mauchamp-Merino- rasse gebildet, welche den Charakter der Merinowolle konserviert und eine viel längere und weichere Wolle als die Merinos trägt. Auf der Ausstellung in Hamburg wurden mehrere Tiere der Seidenrasse von Mauchamp eifrig gekauft.

Da das englische Klima dem feinen Wollschafe nicht zusagt, so hat man, um ein für das vorliegende Bedürfnis geeignetes Schaf zu erhalten, von vornherein einen anderen Weg eingeschlagen, und dem Lande des Nebels angemessen einen einheimischen Schlag zur Grundlage des Experiments genommen und das Southdownschaf gezüchtet, welches von allen Fleischschafen das vorzüglichste zu sein scheint. Es sollte eisenhart und an seiner Genügsamkeit und Mastfähigkeit nichts, hinsichtlich der Menge der Wolle etwas auszusetzen sein. Im südlichen Teile Englands, als Sussex, Hampshire und in den benachbarten Grafschaften, 170 m über dem Meeresspiegel auf einem Kalkgebirge, welches kurzes Gras und aromatische Kräuter enthält, ist die Southdown- rasse entstanden, welche man früher Sussexdown nannte. Sie soll englischen Naturforschern zufolge aus Spanien dahin gekommen sein. Ihr Standquartier verließen sie nur, wenn im heißen Sommer die Weide auf den Bergen knapp wurde, und stiegen dann in die Täler hinab. Im Jahre 1780 begann Ellmann diese Rasse zu verbessern; er vermied die Paarung in der nächsten Blutsverwandtschaft und wählte die besten Tiere aus verschiedenen Herden innerhalb der Rasse zur Zucht aus; dabei wandte er kräftigere und reichlichere Fütterung an. Was Ellmann begonnen, hat Jonas Webb von 1822 an fortgesetzt; mit einer ihm eigentümlichen Geschicklichkeit vereinigte er Umfang und Ebenmaß, Güte und natürliche Beschaffenheit in seiner Herde, welche auch auf dem Kontinente großen Ruf erlangte. Auf der Pariser Ausstellung von 1855 lehnte er ein Gebot von 500 Guineen (10 000 *fl.*) für den ersten Preisbock ab.

Die Southdowner verbreiteten sich überall auf der Erde. Ihr Kopf ist fein, breit zwischen den Augen, der Hals kurz, Rücken und Profil gerade, Kreuz breit, Brust weit, der Rumpf ein Parallelogramm. Sie sind hörnerlos, an Gesicht und Füßen von schwarzbrauner Farbe. Das Gewicht gewöhnlich gewachsener Wolle beträgt $1\frac{1}{2}$ —2 kg, die Länge 6—12 cm; sie ist zu allem zu gebrauchen, jedoch nicht so regelmäßig gekräuselt als die Merino. Das Lebendgewicht beträgt bis 100 kg bei Sprungböcken und 75—80 kg bei Mutterschafen. Sie werfen oft Zwillinge, in England 10% Lämmer mehr als Mütter aufgestellt sind; 14 Monate alt sind sie schlachtfähig, die Muskeln stark entwickelt.

Es hat sich aber gezeigt, daß die Southdowns die angepriesene Härte nicht besitzen. Schon im Jahre 1861 schrieb das Wochenblatt zu den Annalen der Landwirtschaft: „Die Tage der Southdown-Herrlichkeit sind gezählt“; und in dem Berichte über die Tierchau zu Leeds heißt es: „Die Zucht der Southdowns und ihrer Anverwandten, unter denen die Shropshires und in geringerem Grade die Oxfordshiredowns in Leeds hervorragten, wird sich, falls nicht alle Anzeichen trügen, mehr und mehr auf diejenigen Gegenden beider Inseln zurückziehen, welche zur Hervorbringung der lang- und glänzendwolligen und zugleich großgebauten Schafe nicht wohl geeignet sind.“

Der obige Ausspruch war begründet und hat seine Nachwirkung nicht verfehlt. Es hat sich auch hier ergeben, daß das Southdownschaf trotz seiner in mancher Beziehung lobenswerten Eigenschaften unseren Verhältnissen nicht entspricht. Die Lämmer litten oft an der Lahme und gingen daran zu Grunde; die Schafe hatten zu wenig Wolle und verfielen in nassen Jahren mehr als andere der Fäule.

Die Fleischpreise stehen hier immer noch ziemlich hoch, auch findet eine Ausfuhr der Fetthammel nach Frankreich und England statt. Der dort erzielte nicht unerhebliche Preis kommt jedoch hauptsächlich den Aufkäufern zugute; auch können nur die Schafe den höchsten Ertrag abwerfen, welche Wollreichtum mit Mastfähigkeit verbinden. Wenn die Wolle bei der großen Vermehrung der Schafe in fremden Weltteilen die früheren hohen Preise auch nicht wieder erlangt, so bleibt sie doch immerhin ein Artikel, der nicht zu unterschätzen ist.

Ein Tier, welches Fleisch- und Wollschaf zugleich, ist in dem Rambouillet bereits für die Gegenden und Lokalitäten vorhanden, wo das Wollschaf angezeigt erscheint. In denen, die mehr auf die Mast angewiesen sind, fehlt es hier noch und Manche glauben sogar, daß es nicht möglich sei, ein solches zu züchten. Die Neubildung des organischen tierischen Körpers ist allerdings das schwerste aller Probleme; die Lösung desselben ist eine Kunst, die durch Erkenntnis der Gesetze, nach denen die Züchtung auf den Organismus wirkt, zur Wissenschaft wird. So lange diese Gesetze, welche die Tierzucht beherrschen, noch dunkel sind, wird die exakte Wissenschaft allein nicht zum Ziele führen; die empirische Wahrnehmung in Verbindung mit dem Scharfsinn des Züchters wird wohl das meiste thun müssen. Der empirische Weg, der Weg der Versuche, ist ja nun betreten.

Der Schwerpunkt in der Schafzucht liegt hier in den Gegenden, wo die Merinoberden sich befinden. Die Besitzer derselben, durch die Macht der Verhältnisse gezwungen, konnten es nicht über sich bringen, die ihnen lieb gewordene Merinozucht

aufzugeben, und da man in der Tierzucht nur von England alles Heil erwartet, so kreuzten sie ihre Herden weniger mit Rambouillet, wie es richtiger gewesen wäre, als mit Southdowns. Dieses bloße Fleischschaf konnte wohl die Mastfähigkeit erhöhen, die Wolle aber weder verbessern noch erheblich vermehren. Durch die Kreuzung des Merinoschafes mit Southdownböcken ist dann auch nur ein Geschöpf zustande gebracht, welches dem Metzger allerdings angenehmer ist, dessen Größe sich nicht viel und dessen Wolle sich nicht nennenswert vermehrt, letztere sogar an Geschlossenheit des Stapels eingebüßt hat. Diejenigen, welche dagegen Southdownböcke auf Paderborner Halbschlag mit der sog. Klustwolle setzten, haben bessere, wenn auch keineswegs befriedigende Resultate erzielt.

In neuester Zeit scheinen Wege eingeschlagen zu sein, welche eher und besser zum Ziele führen werden. Die Southdownzucht ist allgemein als aufgegeben zu betrachten. Die Merinoherden werden zum Teil mit Rambouillet gekreuzt und am 1. Dezember 1875 hat sich im Kreise Hörter ein Verein gebildet unter dem Namen „Teutoburger Schafzuchtverein“ zu dem Zwecke, in der Gegend zwischen dem Teutoburger Walde und der Weser ein Schaf zu bilden, welches „leichte Ernährbarkeit mit rascher Körperzunahme und einer der Ausdünstung günstigen Wolle“ verbindet, mit einem Gewichte von 60 kg und neben der Eigenschaft des Fleischschafes eine gute lockere Kammwolle hat, mit dunkelchokoladefarbigem Kopfe. Das dortige Zuchtmaterial bestand teils aus dem Landschafe oder Paderborner Halbschlage, teils aus der Negrettirasse. Als Hauptzweck ist die Fleischproduktion ins Auge gefaßt. Man beabsichtigt das vorgesteckte Ziel durch Kreuzung mit englischem Blute zu erreichen. Die Leitung ist dem Herrn J. Bohm, praktischem Züchter und Lehrer der Schafzucht an dem landwirtschaftlichen Institute der Universität Leipzig übertragen.

Da man gefunden hat, daß das Southdownschaf überzüchtet ist, so hat man vorzugsweise das Oxfordshiredownschaf verwandt und auch Hampshiredown- und Shropshiredown-Blut mit herangezogen. Das Cotswoldschaf ist nicht benutzt, weil man dort solches nur für die Marschen Norddeutschlands und Hollands geeignet hält. Man glaubt auf diese Weise die Vorzüge der Cotswolds mit denen der Southdowns vereinigen zu können. Das vorgesteckte Ziel wird ohne Zweifel erreicht werden; die dorthier bezogenen Schafe zeigen von einem guten Fortschritte.

Das zu dem fraglichen Zwecke zu verwendende Oxfordshiredownschaf ist ursprünglich aus einer Kreuzung des Southdown-Mutterchafes mit Cotswoldböcken, oder von Hampshiredown- oder Newleicesterböcken entstanden. Diese Rasse ist in Deutschland noch nicht lange bekannt, erst seit 1860, und nicht ganz so schwer wie

Cotswold. Die Wolle ist zwar gut und reichlich, der Bauch und die Extremitäten sind jedoch nicht dicht bewachsen. Die Konstitution ist eine harte, ihre Ansprüche an Weide sind nicht übertrieben; sie liefern etwa 2 $\frac{1}{2}$ kg Wolle von der Qualität des Paderborner Halbschlags und der Chokoladefarbe, und erreichen bei wirtschaftlicher Behandlung ein Gewicht von 55 kg. Sie gehören zur Kategorie der Fleischschafe mit mittellanger Wolle.

Verfasser dieses hat den Paderborner Halbschlag längere Jahre mit Southdownböcken gekreuzt und dadurch einen schönen Stamm erhalten, dessen Mastfähigkeit nichts zu wünschen übrig ließ, der aber zu wenig Wolle lieferte, die auch nicht im Verhältnis zu ihrem Werte bezahlt wurde, weil im allgemeinen hier gröbere Zucht getrieben wird. Seit einigen Jahren werden die so gezüchteten Mütter mit einem Bocke gekreuzt, welcher von einem Cotswoldbocke und einer Mutter abstammte, die $\frac{15}{16}$ Cotswold- und $\frac{1}{16}$ Oxfordshire-down-Blut in ihren Adern hatte. Dieser Bock lieferte bei der ersten Schur in Rückenwäsche 5,7 Pfund Wolle. Die Nachkommenschaft trägt eine schöne dichte Wolle bei sehr guter Mastfähigkeit. Sie ist dabei marschfähig, obwohl dies bei der Arrondierung des Besitztums nicht in Betracht kommt. Früher litten die von den Southdownböcken gefallenen Tiere in nicht geringer Zahl an der Lämmerlähme, diese ist jetzt aber wieder verschwunden. Der Wollertrag hat sich erheblich vermehrt, wenn auch die Feinheit nachgelassen hat. Die Cotswoldrasse ist dabei durchaus nicht wählerisch im Futter gefunden worden, sie verlangt nur eine reichliche Weide, wenn auch das Gras etwas grob ist. Für die Kleiegegenden des Münsterlandes und die übrigen fruchtbaren Teile der Provinz, welche nicht hoch gelegen sind, erscheint das Cotswold zur Verbesserung des Pandschlages und der mit Merinos und Southdowns gekreuzten Herden sehr geeignet, wogegen in den Teilen, die sich ihrer Beschaffenheit nach für das Negrettischaf eignen, unter den jetzigen Verhältnissen die Kreuzung mit Oxfordshire-down für das Richtige zu halten sein mag. In Hannover und selbst am Harz ist das Cotswoldschaf mit gutem Erfolge zur Kreuzung verwandt, wie auch an den aus Duderode bei Echte am Harz ausgestellten Kreuzungsprodukten von Leineschafen mit Cotswoldböcken auf der Ausstellung in Bremen 1874 zu sehen war, und sich wiederum auf der Mastviehausstellung zu Berlin 1880 gezeigt hat.

Das Cotswoldschaf ist ein Fleischschaf mit langer seidenartiger Wolle von weißer Farbe. Seine Heimat ist ein Teil der Grafschaft Gloucester, welcher aus niedrigen Kalkhügeln besteht. Bereits 1437 ist von ihm die Rede und soll es früher eine feine Wolle getragen haben. Man glaubt, daß zu Ende des vorigen Jahrhunderts

Hauschaf.

eine neue Rasse eingeführt worden, welche aus einer ebenen und futterreichen Gegend hergekommen und lange Wolle auf einem großen Körper getragen habe. Diese soll dann mit Newleicester gekreuzt, diese Mischung aber als nicht vorteilhaft bald wieder aufgegeben worden sein. Das Cotswoldschaf ist neben dem Lincoln das größte englische Schaf und von robustem Körperbau, sowie bedeutendem Wollreichtum. Die Wolle ist von etwas besserer Qualität als das grobe Paderborner Schaf sie trägt; das Vließ wiegt bei starken Tieren durchschnittlich 4 kg.

In dem Shropshiredownschafe vermutet Bohm einen guten Teil Southdownblut. Es steht in der Größe zwischen diesem und dem Leicester. Gesicht und Beine sind schwarz oder schwarz und weiß gefleckt. Die Wolle ist eine ziemlich grobe, mittellange weiße Mischwolle; der Bauch aber etwas kahl. In der Verwendung zur Kreuzung hat es auf dem Kontinente mit den anderen englischen Zuchten die Konkurrenz nicht bestehen können.

Das Hampshiredownschaf hat schwarzen Kopf und schwarze Füße, und soll entweder aus der Kreuzung des Wiltshireschafes mit dem Berkshire-Motts, oder des Southdown mit dem alten Hampshiredown- und Wiltshireschafe zu Anfang dieses Jahrhunderts hervorgegangen sein. Bohm vermutet, da zweifellos ein großer Teil Southdownblut in ihm sei, daß beide früher desselben Stammes gewesen und durch rationelle Zucht und sorgfältige Pflege die heutigen Formen und Leistungen erzielt seien. Es gehört zu den englischen kurzwoelligen Rassen. Das Schurgewicht in Rückenwäsche soll 1,5—1,8 kg betragen. Sie bedürfen viel Futter, erreichen aber auch eine erhebliche Frühreife. So erreichten 3 Stück 4 Wochen alter Lämmer auf der Ausstellung zu Islington das größte Aufsehen, indem ihr Lebendgewicht auf 305 kg festgestellt wurde, was ausgeschlachtet je 77 kg ergeben würde. Die große Frühreife ist zwar eine erhebliche Rasseeigenschaft der Hampshiredowns, sie wird aber noch erhöht dadurch, daß man nur Zuchtböcke unter einem Jahre alt verwendet. Dazu kommen noch die große Sorgfalt für die Tiere und die Güte des Bodens und des Klimas. Ihre Größe übertrifft bedeutend die der Southdowns, erreicht aber nicht die der Oxfordshiredowns.

Das Newleicesterschaf ist seit 1855 von dem berühmten Tierzüchter Backwell aus dem alten Leicesterschafe durch Inzucht zustande gekommen. Es zeichnet sich durch Frühreife und leichte Mastfähigkeit aus. In Gegenden mit futterreichen, nicht nassen Weiden soll es sich vorzüglich zu Kreuzungen eignen, um Fleischschafe zu erhalten, aber leicht übermästet werden; die Lämmer sollen schwer aufzuziehen sein, da die Mütter wenig Milch haben. Es hat wie alle Fleischschafe an seiner Marschfähigkeit

eingebüßt. Obgleich die Wolle gegen früher zurückgegangen ist, so wird sie doch noch zu den langen Wollen gerechnet. Größe 72,5 cm Schulterhöhe, 91,5 cm Länge von der Brust gemessen.

Alle diese Fleischrassen sind ungehört.

Die Meinung, die früher wohl gehört wurde, daß das Ziel, welches einige Züchter sich steckten, Wollreichtum und Mastfähigkeit in einem Tiere zu vereinigen, unerreichbar sei, ist von der Erfahrung widerlegt. Es dürfte überhaupt nicht zu bezweifeln sein, daß durch zweckmäßige Kreuzung der einheimischen Schläge mit den entsprechenden fremden Rassen für die verschiedenen Gegenden unserer Provinz sich Schafe züchten lassen, welche allen Anforderungen entsprechen.

Wenngleich es nicht die Aufgabe der Geschichte ist, Muster aufzustellen, wonach man sich zu richten habe, da die Verhältnisse stets wechseln, so enthält sie doch Warnungen und Winke, vor was man sich hüten müsse. Und da in neuerer Zeit die Gesetzgebung in antizipierender Weise aufgetreten sein soll, so versuchen wiederum andere, die Welt zurückzuschrauben. Es wird, deshalb lehrreich sein zu zeigen, welche Folgen es hatte, daß man in vergangenen Jahrhunderten z. B. im preussischen Staate die Schafzucht, deren Bedeutung richtig erkannt wurde, durch Verbote zu fördern suchte. Wenn auch nicht zu befürchten ist, daß in dieser Richtung die alten Anschauungen sich je wieder Geltung verschaffen könnten, so dürfte doch eine Erinnerung an diese Zustände umsoweniger überflüssig sein, als die jüngere Generation sich kaum noch eine Vorstellung davon macht und auch gar nicht ahnt, daß das, was schon da gewesen, wiederkommen kann, wenn auch in modifizierter Gestalt. Verbote können nötig sein, sie sind aber gewöhnlich vom Bösen, wenn sie über polizeiliche Maßregeln hinausgehen; und auch hier haben sie in ihren Folgen viel schlimmere Zustände hervorgerufen, als die waren, um deren Verhinderung oder Verbesserung es sich handelte.

Im Jahre 1572 wurde im preussischen Staate die Ausfuhr der rohen Wollwaren für Handelsleute streng verboten, blieb jedoch den Untersassen und Pächtern der Grundherren gestattet. 1581 wurde hierzu eine verschärfende Erläuterung gegeben. 1602 wurden die Tuchmacher auf dasjenige Quantum beschränkt, welches sie verarbeiten konnten. Die Produzenten wurden mit dem Verkaufe ihrer Erzeugnisse auf das Inland, ja sogar auf einzelne Zünfte und bestimmte Handelsleute angewiesen. Ein Patent vom 1. Juni 1717 verordnet, daß kein Kaufmann oder Wollhändler weder auf dem Lande noch in Berlin Wolle einkaufen dürfe, als bis alle Kaufleute in Berlin für das ganze Jahr damit zur Genüge versorgt wären. Da

den Juden der Handel mit Wolle gänzlich verboten war, so legten sie selbst Wollfabriken an, was zur Folge hatte, daß 1737 ein Gesetz erging, welches allen Juden jede Wollfabrikation verbot bei 3 Jahren Festungsarbeit und Verstoßung aus dem Lande mit Weib und Kind! 1740 schritt man zu einem völligen Ausfuhrverbote. In Schlesien, welches 1742 dem preussischen Staate einverleibt wurde, war die Ausfuhr der Wolle bis dahin gestattet; ein Circular vom 20. September 1760 setzte aber fest, „daß bis zur näheren Verfügung der Einkauf und Handel mit schlesischer Wolle zum Wiederverkauf gänzlich aufhören solle“. Ein weiterer Befehl ging dahin, „daß sowohl Gemeinden als Gutsherrschaften ihre vorrätige Wolle gegen Ende des laufenden Jahres verkaufen oder gewärtig sein sollten, daß nach Verlauf dieses Termins den Fabrikanten die unverkaufte Wolle gegen einen von der Kriegs- und Domänenkammer zu bestimmenden Preis zugeschlagen werden soll“. Es erschien gleich darauf am 2. Oktober 1761 eine Ordre, welche ein gänzlich Verbot der Ausfuhr aller Wollen aus Schlesien bei Strafe der Konfiskation der Wolle, der Pferde und der Wagen verordnete. Da infolge all dieser Verbote aus Mangel an Käufern den Grundbesitzern die Wolle in großen Quantitäten verfaulte und die Schafhaltung sich verminderte, wurden in dem Tuch- und Zeug-Reglement vom 22. November 1772 die Schäfereibesitzer ernstlich ermahnt, ihre Schäfereien nicht bloß zu verstärken, sondern auch, so viel es möglich sei, neue anzulegen. Nach dem Tode Friedrichs des Großen wurde, um der fortschreitenden Verminderung der Schäfereien vorzubeugen, bestimmt, daß kein Grundbesitzer seine Schäfereien abschaffen soll, „bei Strafe der größten Ahndung“. Um dem Ausfuhrverbote zu entgehen, trieben die Schäfereibesitzer, welche an der polnischen Grenze wohnten, ihre Herden um die Zeit der Wollschur nach dem Auslande auf die Weide und später geschoren wieder ins Land zurück. Dies veranlaßte eine Verordnung, daß die Tiere ungeschoren und genau gezählt zurückgebracht oder geschoren auf die ausländische Weide getrieben werden sollten.

Auf die Übertreibung folgte der Rückschlag. Durch eine Kabinettsordre vom 2. Juni 1809 wurde die Ausfuhr der Wolle gegen eine Abgabe von 2 Thaler der Stein (11 kg) freigegeben; unterm 6. Juni 1811 diese auf $\frac{1}{6}$ Thaler herabgemindert und durch Gesetz vom 29. desselben Monats auch die Ausfuhr von bewollten und unbewollten Schaffellen gegen eine Abgabe von 8% ihres Wertes gestattet.



Die Hausziege, *Capra hircus* L.

Im Gegenfaze zum Hausfchaf hat die Ziege (vgl. Fig. 28) ihre ursprünglichen Eigenschaften im gezähmten Zustande fast unverändert bewahrt, namentlich entwickelt sie solche da, wo sie von Natur hingehört, im Gebirge. Dort beleben die Ziegenherden öde Felspartieen und fast unzugängliche Weideplätze werden durch sie ausgenutzt; dort springen die neckischen Tiere übermütig auf Felsspitzen und steilen Gräten, wenn auch ihre Sprünge nicht so gefährlicher Natur sind, wie die ihrer Verwandten, der Gemse und des Steinbocks. Hier wird sie auch geschätzt und liefert Fleisch, Milch, Käse und selbst Wolle. In der Umgebung von Willebadessen wird sogar Butter aus Ziegenmilch bereitet, die aber nicht besonders wohlschmeckend ist und ganz weißes Ansehen hat; man buttert die Milch in dieser Gegend Westfalens erst, nachdem sie vorher gekocht ist. In der Ebene aber und namentlich im Münsterlande behandelt man die Ziegen mit ungerechtfertigtem Vorurteil; man scheut sich, ihre Milch zu trinken, und vor dem Genuß ihres Fleisches wendet man sich mit Ekel ab. Deshalb werden die Ziegenbraten, welche in Münster häufig genug zu Markt gebracht werden, durch einen mit Holzpflockchen befestigten Hammelschwanz verziert, der Köchinnen und Hausfrauen täuscht, bis er zu Hause bei der Zubereitung abfällt und so seine fremde Abstammung verrät. Ihre Milch aber ist nahrhaft und stärkend, besonders für schwache oder brustfranke Personen, und es wird schon Mode, in Badeorten melke Ziegen aufzustellen, deren Milch am Brunnen warm genossen wird. In Neapel ziehen die Caprari mit Tagesanbruch von Haus zu Haus mit den meckernden Herden und melken den Dienstmädchen und Köchinnen vor den Thüren die bereitgestellten Gefäße voll frisch warmer Milch für das Frühstück ihrer Herrschaft; und in London ziehen Hirten und Herden aus den fernen Bergen unter den hellen Tönen eigenartiger Flöten durch die Straßen, um den Kunden sofort ein Glas Milch einzumelken.

Das junge Zicklein ergötzt uns durch seine neckischen Sprünge und den Übermut, mit dem es die eben aufsprossenden Hörner schon zum Stoßen benutzt; ihm ist kein Steinhaufen zu hoch, keine Treppe zu steil, es versucht sie zu erklimmen. Eine Ziege zu Kunststücken abzurichten, namentlich zum Feststehen auf den kleinsten Flächen, wie auf dem Halsrand einer Weinflasche, auf der Spitze eines Stockes und dergleichen,

Hausziege.

ist durchaus nicht schwierig, weil sie eben mit Vorliebe klettert und die kleinsten Vorsprünge u. s. w. als Stehplätze von Natur aus liebt und benutzt.

Zum Unterschied vom Schafe findet sich bei der Ziege zwischen den Nasenlöchern ein kleiner nackter Fleck. Die seitlich zusammengedrückten, mit Quershöckern besetzten Hörner ragen halbmondförmig nach hinten. Die Pupille ist spaltförmig, wagerecht gerichtet. Der lange Kinnbart verleiht der Ziege ein festes Aussehen. Der mittelgroße Körper wird durch vier hohe Beine getragen, der Schwanz ist kurz und aufrecht, an der Unterseite unbehaart; er reicht nicht



Hausziege (Fig. 28).

bis an das Sprunggelenk und hat 10—12 Wirbel. Bei uns in Westfalen kommen in Bezug auf die Hörner manche Varietäten vor, und hornlose Ziegen sind eine ganz gewöhnliche Erscheinung. In unserem zoologischen Garten besaßen wir in den letzten Jahren 3 Böcke mit je 4 Hörnern und konnten bei der Zucht konstatieren, daß sich diese Eigentümlichkeit auch auf Ziegen vererbt, welche völlig hornlos waren, indem deren Junge 4 Hörner entwickelten. Bei einem Exemplare sind diese Hörner beinahe bis zum Kreise gebogen.

Die Ziege gehört zu den hohlhörnigen Wiederkäuern, und obwohl die Wandungen des Stirnbeins dünn sind, und ihr keinen so kräftigen Stoß gestatten, wie ihn das Schaf

mit seiner dickeren Knochenwand ausführen kann, so stößt erstere und besonders der Ziegenbock viel lieber als das Schaf, wenn auch mehr aus neckischem Übermut als aus Bosheit. Sie erhebt sich beim Stoße auf die Hinterbeine und führt denselben mit einer seitlich drehenden Bewegung des Kopfes aus, die unwiderstehlich zum Lachen reizt.

Über die Abstammung der Hausziege ist zwar mit Gewißheit nichts ermittelt, aber die meisten Naturforscher sind darin einig, daß die in den Gebirgen Asiens, im Kaukasus, in Armenien und Persien heimatende Bezoarziege, *Capra aegagrus*, welche sich mit unserer Hausziege noch fruchtbar paart, deren Stammutter ist. Nur ist auffallender Weise die Bezoarziege bedeutend größer als die unsrige, während sonst die domestizierten Tiere stets viel größer zu sein pflegen als die wilden. Vielleicht steckt auch in der Hausziege das Mischblut von *Capra falconeri*. Die Knochenreste aus den Pfahlbauten stimmen mit den jetzt lebenden Rassen gut überein.

Bastarde zwischen Ziege und Schaf sind bis jetzt noch nicht nachgewiesen.

In den Gegenden des Flachlandes und besonders in den Fabrikbezirken unserer Provinz werden Ziegen von ärmeren Leuten vielfach gehalten, die nicht Areal genug haben, um eine Kuh ernähren zu können, namentlich von Bergleuten und Fabrikarbeitern, und darum führt die Ziege mit Recht auch den ehrenden Namen „des Bergmanns Kuh“. Auch wohlhabende Leute, die keine Gelegenheit finden, frische Milch zu kaufen, halten zu diesem Zwecke wohl Ziegen. Die bei kleinen Städten noch vorhandenen ungetheilten Gemeindeweiden sind der Haltung der Ziegen sehr förderlich und werden dort im Sommer die Herden täglich vom Hirten auf die Weide geführt. Nach der Gemeinheitsteilung aber ist der sog. „kleine Mann“, der sonst eine Kuh auf die Gemeinweide schickte, genötigt worden, seine Kuh abzuschaffen und eine oder zwei Ziegen zu halten, wobei er auch seine Rechnung findet.

Das Fleisch der Zicklein soll zarter sein als das der Schaflämmer, dagegen ist das Fleisch alter Ziegen durchaus nicht zu den Delikatessen zu rechnen, wenigstens nicht da, wo die Tiere fast ausschließlich im Stalle gehalten werden. Es nimmt in den dumpfen, mit Dünger angefüllten Gelassen einen Pferchgeruch und Geschmack an, wie dies auch bei Schafen der Fall ist, die im Winter in Ställen gemästet werden. Das Fleisch des Bockes hat einen eigentümlichen Geruch, der den Genuß verleidet. Wo aber die Ziegen auf eine, ihrer Natur entsprechende Weise in der reinen Luft der Berge gehalten und gut gehalten werden, da mag ihr Fleisch auch wohl saftiger, kräftiger und wohlgeschmeckender sein. Im Altertume muß das Ziegenfleisch auch auf den Tafeln der Vornehmen beliebt gewesen sein, denn nach Homer versorgte der Ziegenhirt des umherirrenden Odysseus bei den Schmausereien der Freier

seiner Gattin die Tafel mit fettem Ziegenfleisch, und den Cyclopen Polyphem läßt Homer neben Menschenfleisch auch am Fleische der Ziegen sich gütlich thun. Karl der Große hatte auf seinen Kammergütern auch einen Ziegenmeier und nicht unbedeutende Ziegenzucht, deren Milch und Fleisch, besonders aber die Felle sehr geschätzt wurden. In Osterreich und England nimmt man in neuester Zeit auf ihre Veredelung Bedacht, doch muß der Erfolg der desfallsigen Versuche noch abgewartet werden; es wird der Ziege aber immerhin schwer werden, gegen Schaf und Rind, von denen Milch und Fleisch, Wolle und Fell trefflicher sind, eine erfolgreiche Konkurrenz zu eröffnen.

Die Ziege, welche mit zwei Zitzen versehen ist, liefert im besten Falle 4 Liter Milch täglich, welche auch zur Käsebereitung, aber wohl kaum zu Butter verwendet wird. Mit sechs Monaten schon wird sie fortpflanzungsfähig; die Paarung erfolgt im September bis November, zuweilen auch zum zweiten Male im Mai. Nach 20 bis 22 Wochen wirft die Ziege ein oder zwei, selten drei bis vier Junge. Sie erreicht ein Alter von 20 Jahren. Ihre Stimme ist ein Meckern. Die Farbe ist schwarz, weiß, grau oder in diesen Farben gescheckt.

Gestalt und Wesen geben der Ziege einen komischen Anstrich, wozu die meckernde Stimme nicht unwesentlich beiträgt. Seit altersher verglich man gern die Schneider mit diesen Tieren. Auch Abraham a sancta Clara läßt in einer Predigt die Ziegenböcke, worunter er die Schneider versteht, den Müller anmeckern: „du Me—Me—Me—Mehldieb“. An einer andern Stelle entschuldigt sich nach ihm der vergessliche Schneider Boehard: „Mein Herr, ich hab das Maß vergessen, muß es euch von neuem wieder me—me—me—messen“.

Als Nahrung nehmen die Ziegen die meisten Pflanzen an, auch die von Schafen verschmäht werden. Obschon sie in der Freiheit sehr wählerisch ist und am liebsten das Laub der Bäume und Sträucher frisst und auch das für besonders lecker hält, wenn es schwierig zu erreichen ist, so nimmt sie doch auch genügsam mit magerer Kost vorlieb. Von sonst ungenießbaren, selbst giftigen Stoffen verträgt sie Wolfsmilch, Schöllkraut, Seidelbast, Eberwurz, Mauerpfeffer, Huslattich, Melisse, Salbei, Schirling, Hundspeterilie und mit Bier und Vergnügen verzehrt sie ein Päckchen Rauchtobak ohne Nachteil. Der alte Boek in unserem zoologischen Garten wurde — namentlich gern von konzertbesuchenden Lieutenants — mit Programmzetteln gefüttert, die das Tier zu Dutzenden und wie es schien mit großem Appetite fraß, ohne daß ihm Papier oder Druckschwärze Nachteile bereiteten. Vom Genuße der Wolfsmilch soll die Ziege Durchfall bekommen, auch Flockkraut und Spindelbaum nicht gut vertragen, während Taxus und Fingerring auch für ihren Magen Gift sind.

In der Regel werden die Ziegen mit warmem Getränk und gekochten Kartoffeln zc. bei der Stallfütterung versehen; ein alter Ziegenhalter aber in der Umgegend Münsters hat seit 30 Jahren seine Ziegen nur mit kaltem Wasser versorgt und mit rohen Kartoffelschnitten gefüttert, und seit dieser Zeit nie ein krankes Tier in seinem Bestande gehabt.

Im südlichen Teile Englands, in der Grafschaft Surrey, auf einer 300 m über dem Meere gelegenen Kette von Kreidehügeln ist vom Earl of Lovelace eine großartige Ziegenfarm errichtet, deren Wirksamkeit auf Massenproduktion von Ziegenmilch und Käse, Ziegenfleisch und Fellen sich erstrecken wird. Der Hauptzweck ist jedoch, London mit Ziegenmilch zu versorgen. Der gegenwärtige Bestand der Farm beträgt 120 Ziegen und 2 Böcke, jedoch wird beabsichtigt, die Zahl derselben bis auf 300 Stück zu erhöhen.

Die Haltung ist eine rationelle und ganz anders, wie hier bei den kleinen Leuten, wo die armen Tiere in dumpfen Ställen eingepfercht sind. Die Stallungen besitzen vorzügliche Ventilationsvorrichtungen. Der Fußboden ist asphaltiert. Die aus Stroh bestehende Streu wird jeden Morgen erneuert, wodurch der penetrante Geruch, welcher sich sonst bei einer größeren Ansammlung dieser Tiere leicht findet, nahezu radikal vermieden wird. Bei guter Fütterung im Stalle und einer entsprechenden Weide geben die Ziegen während 7—8 Monate des Jahres täglich 1—1 $\frac{3}{4}$ Eiter Milch. Man hofft, dieses für Kinder und Kranke ungemein nahrhafte und gesunde Nahrungsmittel für den Preis von 1 $\frac{1}{2}$ *fl.* das Quart liefern zu können. Diese Quantität kostet in London jetzt 4 *fl.* und ist seither trotzdem nicht in hinlänglicher Menge zu haben gewesen.

Das Fleisch der überflüssigen Zicklein wird als Delikatesse an einen Metzger in dem fashionabelsten Teil von London verkauft.

Würde diesem Beispiel auf dem Kontinent an geeigneten Lokalitäten Folge gegeben, so würden manche sonst wertlose Landstrecken in lohnender Weise ausgenutzt werden können.

Nach der Zählung vom 10. Januar 1873 waren in dem Regierungsbezirk Münster 24 912, in Minden 51 624, in Arnsberg 94 707 und in ganz Deutschland 2 320 002 Stück Ziegen vorhanden. Die Viehzählung von 1883 ergibt für Münster 28 007, für Minden 51 443 und für Arnsberg 101 119 Ziegen, also eine Zunahme um 9 326 Stück.



Das Pferd, *Equus caballus* L.

Soweit geschichtliche Erinnerung reicht, sehen wir das Pferd mit dem Leben des Menschen eng verbunden und im Frieden wie im Kriege eine Hauptrolle spielen. Es zieht den Pflug und den Schlitten, den lastbeschwerten Wagen und die glänzende Karosse; es trägt den Reiter schwebenden Ganges auf prahlenden Wegen und rettet seinen Herrn aus dem Drangsal verlorener Schlacht. Treu ergeben seinem Pfleger in allen Lagen des Lebens, hat das Pferd mit seiner Kraft und seiner Schnelligkeit dem Menschen geholfen, die Stufen der Kultur zu ersteigen wie kein anderes Wesen.

Ein ungewöhnliches Ebenmaß im ganzen Körperbau zeichnet das Pferd vor fast allen anderen Tieren aus. Der gestreckte magere Kopf wird stark geneigt getragen. Die großen Augen blicken lebhaft umher und mit den zugespitzten und beweglichen Ohren, welche die halbe Kopflänge nicht erreichen, folgt es aufmerksam jedem Laut. In der Aufregung werden die Nüstern (Nasenlöcher) schnaufend bewegt und weithin erschallt seine wiehernde Stimme. Das Haar-
kleid des Körpers ist im ganzen ziemlich kurz und glatt, doch ziert den seitlich zusammengedrückten Hals im Nacken eine herabwallende Mähne, während der lange buschige Schweif die schlanken Lenden peitscht, sei es in Feuer und Ungeduld, sei es um die zudringlichen quälenden Fliegen zu verscheuchen. Im Vergleiche zu anderen Tieren erscheint das Pferd außerordentlich hochbeinig; denn Unterarm und Unterschenkel sind äußerst kräftig und lang entwickelt, wogegen Oberarm und Oberschenkel so kurz sind, daß der Ellbogen und das Knie mit der Kniescheibe noch in der Kumpfhaut liegen. Die Beine endigen in je eine einzige Zehe, die rings vom Hufe eingeschlossen ist. Vorder- und Hinterbeine tragen an der Innenseite eine hornige Warze.

Bei der Bewegung, welche aus einem Schieben des Körpers vermittelt der Hinterbeine nach vorn und einem Auffangen des so im Schwerpunkte nicht mehr unterstützten Tieres durch die Vorderbeine besteht, zeigt das Pferd verschiedene Ganganarten: Schritt, Trab, Galopp, Carrière und Sprung. In welcher Reihenfolge hierbei die Beine bewegt werden, läßt sich durch folgende Figuren veranschaulichen.

Westfalens Hausäugetiere.

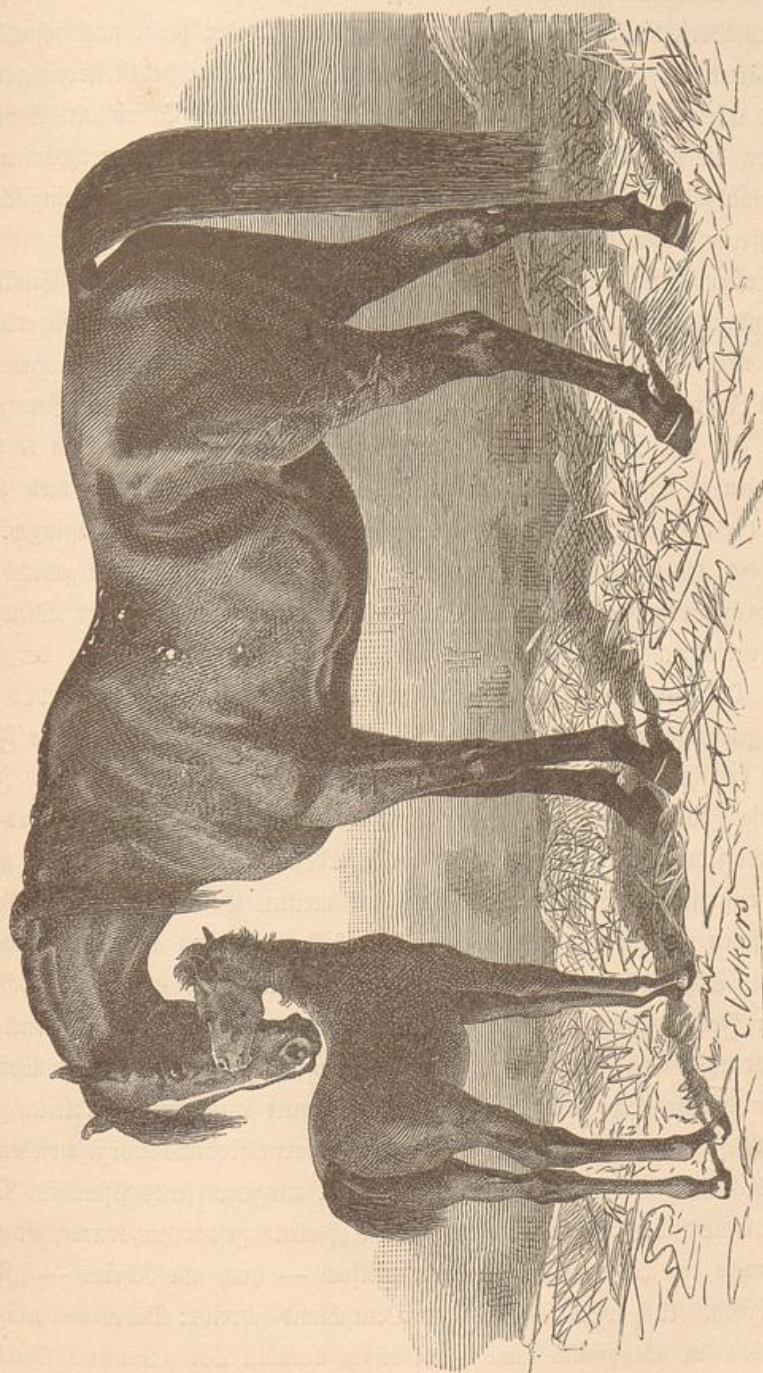
$\widehat{2}$ $\widehat{4}$	$\widehat{1}$ $\widehat{2}$	$\widehat{2}$ $\widehat{2}$	$\widehat{2}$ $\widehat{3}$	$\widehat{0}$ $\widehat{0}$
$\widehat{3}$ $\widehat{1}$	$\widehat{2}$ $\widehat{1}$	$\widehat{1}$ $\widehat{1}$	$\widehat{1}$ $\widehat{1}$	$\widehat{1}$ $\widehat{1}$
Schritt.	Trab.	Galopp.	Carrière.	Sprung.

Das heißt beim Schritt wird der rechte Hinterfuß (1) zuerst gehoben und vorangesetzt, dann der linke Vorderfuß (2), darauf der linke Hinterfuß (3) und endlich der rechte Vorderfuß (4); beim Trabe gleichzeitig der linke Vorder- und rechte Hinterfuß (1) und darauf gleichzeitig der rechte Vorder- und linke Hinterfuß u. s. w.

Das Pferd existierte auf der Erde schon lange vor dem Auftreten des ersten Menschen und es giebt vielleicht keine Tierart, deren Stammbaum wir so genau kennen, als den des Pferdes. Besitzen wir doch fossile Überreste von seinem noch mit Ackerklauen versehenen nächsten Vorfahren, dem Hipparion, dessen Knochen massenhaft in Griechenland gefunden worden, mit dem den Übergang zu den dreizehigen tapirartigen Huftieren bildenden Anchithorium, weiter dem Palaeotherium u. s. f. bis zu dem fünfzehigen Urahn, dem Eohippus, dessen Reste in den letzten Jahren von amerikanischen Forschern gefunden und beschrieben worden sind. Über das eigentliche Vaterland und über die Rasse, welche als der Stammvater des Pferdes der Gegenwart angesehen werden muß, gehen die Ansichten noch auseinander. Nach dem Urtheil der Meisten sind es die Pferde, die noch jetzt in großen Herden die Steppen der Tatarei vom Ural bis zur chinesischen Grenze im Zustande der Wildheit zerstampfen, die sog. Tarpan, Tiere von edlem, feinem Knochenbau, wenn auch mit etwas schwerem Kopfe und nicht hoher Gestalt, dunkelbraun oder silbergrau, mit weißen Füßen und starker Mähne und Schweiffahne. Die wilden syrischen Pferde sollen die Stammeltern der kleinen Pferderassen sein, die man Ponys nennt und welche sich in Europa auf Corsika, Island, in Schottland und der Normandie finden. In der That sprechen viele Merkmale für eine besondere Abstammung dieser kleinen, aber dauerhaften und genügsamen Pferde; so namentlich die graue Grundfarbe mit dem schwarzen Gfelskreuze, welche die meisten führen.

Wann, wie und in welcher Beschaffenheit das Pferd aus der Wiege des Menschen, die vielleicht auch die seinige war, nach Europa gekommen, ist unbekannt. Als die nachweisbaren Einführungen von dort über Griechenland und Spanien stattfanden, traf der Araber seinen Stammgenossen schon in großer Zahl an. Wie hoch in Deutschland bei den alten Germanen schon die Pferde gehalten und geehrt wurden, beweisen die geheiligten schneeweißen Pferde, welche in den heiligen Hainen zum Dienste der Götter gehalten wurden. Als die Römer im Jahre 54 v. Chr. ihre

Pferd.



Englische Vollblutstute nebst Füllen (Fig. 29).

Eroberungen über Deutschland ausdehnten, waren die Pferde, die sie hier fanden, nach Cäsars Berichten darüber klein von Wuchs und weder schön noch schnell, aber sehr abgehärtet, so daß dieser große Feldherr die germanische Reiterei gar hoch schätzte und mit gutem Erfolge gegen die Gallier verwandte. Er rühmt die Reiterei der Asipeter, die nach der Yffel zu, der Tenchterer, die an der Lippe wohnten; und später empfahl Vegetius den Römern neben den burgundischen auch thüringische und friesische Pferde wegen ihrer Schnelligkeit und Ausdauer.

Die alten Deutschen aßen auch Pferdefleisch, was ihnen jedoch bei Einführung des Christentums durch Bonifacius als zu sehr an die heidnischen Opferfeste erinnernd untersagt wurde. Karl der Große unterhielt schon bedeutende Gestütze und Heinrich I. führte 100 Jahre später die Mitterspiele ein, um der Reiterei die nötige Gewandtheit zu geben. Zu den Waffenübungen gehörten starke Pferde, um die vom Kopf bis zu den Füßen in Eisen gehüllten Reiter tragen zu können. Er hatte viele Klöster gegründet, die auch mit dem Beispiele einer besseren Pferdezucht vorangingen.

Nachdem die Kreuzzüge südliches Blut in die deutsche Pferdezucht gebracht, trat mit Einführung der Feuerwaffen im 16. Jahrhundert ein entschiedener Wendepunkt in der Kriegsführung ein, die auch auf die erforderlichen Eigenschaften der Pferde einwirkte. Die Turniere bestanden zwar fort, und hierzu waren nach wie vor große, gewandte, gelehrige und feurige Pferde unentbehrlich. Deshalb legten die Fürsten und Ritter bei ihren Burgen Stutereien an, wozu sie sich später Hengste aus Italien und Spanien holten, nachdem sie der Krieg auch in diese Länder geführt hatte. Dabei wurde jedoch an die Verbesserung der Pferdezucht der Bauern nicht gedacht, und der dreißigjährige Krieg richtete auch die meisten Gestützanstalten zu Grunde.

Westfalen ist nicht allein das Land der Eichen, sondern auch ein Heimatland der Pferde. Schon Name und Wappenschild des Landes, der springende Schimmel im grünen Felde zeigen dies. Der Name wird verschiedentlich hergeleitet von „Vale“ oder „Falen“ (Fohlen) oder Pfahl, Grenzpfahl zwischen Ost- und Westfalen. Die früher übliche Schreibweise „Westphalen“ deutet auf letztere Ableitung; die jetzige — Westfalen — durch Verfügung des Oberpräsidiums vorgeschriebene auf erstere. Nach Ableitner hieß ein junges noch nicht ausgewachsenes Pferd im Niedersächsischen „Vale“, und daß früher statt Fohlen „Falen“ gesprochen wurde, ist analog der Aussprache des Wortes Ferkel, welche vielfach — auch am Rheine — „Falen“ genannt werden. Und wenn Tacitus von Deutschland schreibt: Terra etsi aliquanto specie differt, in universum tamen aut silvis horrida aut paludibus foeda (ein Land, das zwar an einzelnen Stellen eine andere Gestalt hat, im ganzen aber

entweder aus finsternen Wäldern oder dumpfen Sümpfen besteht), so mußte ein solches Land, wie es ja auch Westfalen war, in seinen Niederungen zur Pferdezucht besser geeignet sein als zu irgend einem anderen landwirtschaftlichen Betriebe, obgleich in solcher Gegend eine Zucht von ausgezeichneten Pferden keineswegs zu erwarten war. Auch spricht dafür der Umstand, daß nicht allein im Wappen, sondern auch an den Dachfirsten oder vor dem Giebel der westfälischen Wohnhäuser und Scheunen in vielen Gegenden Pferdeköpfe ausgeschnitzt oder abgemalt sind. Die Leute wollen den Gegenstand, woran ihr Herz hängt, nicht in natura allein, sondern auch im Bild stets vor Augen haben:

„Wo die Brucht durch Schilf und Erlen
 Rieselnd und zum Drosselsange
 Dunkle Amentlaute murmelt,
 Lag der Hof am Hügelhange,
 Unter Linden, unter Ulmen
 Und des Strohdachs warmen Schwingen,
 Die mit Lauch und Moos bewachsen
 Breit und schimmend niederhingen,
 Bau an Bau. Von bunten Giebeln
 Nidten nach dem Brauch der Alten
 Holzgeschnitzte Pferdeköpfe,
 Wicht und Kobold fernzuhalten.“

Die alten Sachsen identifizierten sich gewissermaßen mit den Pferden. Der eine der beiden Hauptlinge der nach Britannien ziehenden Sachsen nannte sich „Hors“ (Roß), der andere „Hengist“ (Hengst). Der General von Schreckenstein sagt von den Teuchterern und Uspetern: „Ihr häusliches Leben und selbst ihr Erbrecht war darauf berechnet, den Unternehmungsgeist als Reiter zu erhalten; denn es erbte das Pferd (mit der Rüstung und dem übrigen Gut) nicht der Erstgeborene, sondern der mutigste und tapferste unter den Söhnen. Wenn die Enterbung die größte Schmach ist, die einem Kinde widerfahren kann, so ist die Aussicht auf Einsetzung in die von den Vorfahren überkommenen Güter der stärkste Antrieb zur Aufbietung aller Kräfte. Die Altvordern haben durch ihr Erbrecht — indem sie den Fähigsten zum Erben einsetzten — bewiesen, daß sie es begriffen hatten, was zum Aufblühen und was zum Ruine ihres Geschlechtes führen mußte.“

Das Sennergestüt im Fürstentum Lippe-Detmold zu Lopsborn ist von Alters her berühmt. Die Urkunden über seine Geschichte sollen zwar im dreißigjährigen Kriege verloren gegangen sein, es ist jedoch ermittelt worden, daß dasselbe

schon 1160 bestanden hat. Daß es im 15. Jahrhundert vorhanden, und die Nachfrage nach Sennerpferden zu jener Zeit schon groß gewesen, ist außer Zweifel. Im dreißigjährigen Kriege ist auch dieses Gestüt bis auf einige wenige Stuten zu Grunde gegangen, aber im Jahre 1655 begann der Graf Hermann Adolf zur Lippe schon mit der Wiederherstellung desselben, so daß 1666 bereits eine ziemliche Anzahl Stuten vorhanden war. Im Jahre 1680 wurde es erweitert und vom Donoper Teiche näher an die Senne nach Lopsborn, 9—10 km von Detmold, verlegt, wo 1690 zur Unterhaltung des Gestütes eine Meierei errichtet wurde. Die Senne, von welcher das Gestüt den Namen erhalten, ist eine zwischen Lipp Springs, Paderborn, Stuckenbrock und Lopsborn gelegene große Heidesfläche, welche mit dem Teutoburgerwalde in Verbindung steht.

In früherer Zeit blieben die Stuten mit ihren Füllen während des ganzen Jahres im Walde, nährten im Winter sich kümmerlich von dem Heidekraute der Senne, und nur wenn der Schnee gar zu hoch lag, wurde ihnen im Walde oder im Gestüte etwas Heu verabreicht. Die Folge war, daß trotz der großen Zahl von etwa 100 Stück tragbarer Stuten die Vermehrung eine geringe war und nur etwa 38 Prozent betrug, indem wegen der rauhen klimatischen Verhältnisse im Winter manche Stute verfohlte und manches im Schnee geborene Füllen ums Leben kam. Seit 1804 werden die Pferde, wenn der Schnee so hoch liegt, daß sie keine gehörige Nahrung mehr finden, in Stallungen mit Trockenfutter gewöhnlich bis Mitte Mai unterhalten. In den letzteren Jahren sind von den gedeckten Stuten durchschnittlich 80 bis 85 Prozent tragend geworden; es werden jedoch manche Füllen verworfen und andere gehen an Füllenslähme zu Grunde.

Da die zu weit getriebene Zucht eine Degeneration bewirkt hatte, wurden schon 1713 türkische, arabische, mecklenburgische, hannoversche und andere ausländische Hengste zur Aufbesserung der Rasse herangezogen; seit 100 Jahren werden vorzugsweise englische Vollbluthengste verwandt. Beschäler von unedlem Blute haben sich nicht bewährt; fremde Stuten sind nachweislich niemals in das Gestüt hineingekommen. In diesem halbwildem Gestüte hält sich auch nur das Sennerpferd, welches als Saugfüllen mit der Mutter im Walde aufgewachsen ist.

In früheren Jahren ist das ganze Weideterrein im Walde und in der Senne uneingefriedigt gewesen, seit 1864 aber ist ein Komplex von Wald, Bergen, Thälern und Heidesfläche, im ganzen 9500 Hektar mit einer 2 Meter hohen 13dräftigen Einfriedigung umgeben, worin die Stuten mit den Saugfüllen und außerdem 1000 bis 1200 Stück Rotwild friedlich zusammenweiden. Die Beschäler, welche früher

in besonderen Koppeln gingen, verbleiben jetzt in Lopsborn und außer der Deckzeit — vom 1. Februar bis 1. Juli — im fürstlichen Marstalle zu Detmold. Die übrigen Hengste und Wallachen kommen während der Weidezeit auf Weiden bei Varenholz an der Weser oder bei Johannententhal.

Der beträchtliche Umfang der kräftigen Waldweide verschafft den Pferden eine gesunde Nahrung, deshalb kommen dieselben im Spätherbst in sehr wohlgenährtem Zustande in die Ställe. Nichtsdestoweniger bringt die halbwilde Aufzucht das Sennerpferd erst im 5. bis 6. Jahre zur vollen Entwicklung, die bei Stallfütterung mit Körnern schon im 4. Jahre eintritt. Dagegen bleiben sie lange, bis zum 24. Jahre, völlig brauchbar, wie sich die Sennerpferde überhaupt durch Zähigkeit und Ausdauer stets ausgezeichnet haben.

Alljährlich im Frühjahr werden die überzähligen Pferde in Detmold öffentlich versteigert. Das Gestüt hat sich bei Durchführung richtiger Züchtungsprinzipien und guter Haltung besonders in neuerer Zeit wieder sehr gehoben; und auf der Ausstellung in Hamburg erhielt es den höchsten Preis von 1200 *M* für seinen schwarzen englischen Vollbluthengst Vortex, und außerdem noch zwei erste Preise in anderen Abteilungen. Auch bei der Provinzial-Tierschau zu Dortmund 1864 trug der vom Gestüt ausgestellte, schöne und kräftige englische Vollbluthengst Diamant eine silberne Medaille davon. Der jetzige Bestand umfaßt 130 Pferde mit Einschluß zweier Vollbluthengste und eines Probierhengstes.

Wie das Sennergestüt, so ist auch die Landespferdezucht mit Einsicht und Geschick geleitet worden. Für das Landgestüt, welches schon vom Jahre 1699 sich herschreibt, wurden Sennerhengste verwendet. Im Jahre 1853 sind zur Erlangung eines schwereren Pferdeschlages von dem dort errichteten Vereine zur Förderung der Pferdezucht dänische Stuten angekauft und nach der 1862 aus Ersparungsrücksichten geschehenen Aufhebung des Landesgestütes auch 3 dänische Hengste angeschafft, welche aber auch aus finanziellen Gründen bald wieder veräußert wurden. Aus gleichen Gründen hat sich auch ein Verein, welchem das fürstliche Marstall-Departement einzelne Deckhengste verabfolgte, nicht gehalten. Von den Hengsten des aufgehobenen Landgestütes kamen mehrere in das Warendorfer Gestüt, von denen hier gute Nachkommenschaft erzielt worden ist. Zwei derselben, Kastor und Hassan, sind Pferde des schweren Wagenschlages.

In Detmold besteht eine zweckmäßige Körordnung. Nicht allein die zur Zucht geeigneten Hengste, sondern auch die Stuten werden ausgewählt. Von jedem Füllen einer Stute, die nicht von einem legitimierten Hengste gedeckt worden, wird eine

Ordnungsstrafe erhoben. Dies und die Konfignation der Stuten, die 1848 abgeschafft, aber schon 1851 wieder eingeführt wurde, haben sich besonders wirksam erwiesen.

In der neuesten Zeit hat die Pferdezuucht in Lippe-Deimold sehr abgenommen. Es decken nur noch einige Privatbeshäler und einzelne Stuten werden den Beschälern zu Lopsborn zugeführt. Das erforderliche Pferdmaterial wird größtenteils von Händlern meist aus Dänemark eingeführt. Eine konstante Rasse findet sich deshalb in dem Fürstentum nicht mehr; sie ist mit dänischem und hannoverschem Blute gekreuzt; bei vielen Pferden, die auch nicht direkt von Sennerhengsten abstammen, kommt auch noch das edle Sennerblut zum Vorschein.

Der Pferdebestand des Landes betrug nach der Zählung vom Jahre 1867 = 8423 Stück.

Über das halb wilde Duisburger Gestüt hat der General von Schrecken-stein s. Z. berichtet, und gehört dasselbe danach zu den ältesten Gestüten Deutschlands. Es stand Jahrhunderte lang dem Sennergestüt in jeder Hinsicht würdig zur Seite. Doch hat dasselbe jetzt nur noch ein geschichtliches Interesse, denn es ist von der schnell vorübergegangenen Regierungsgewalt des Jahres 1814 aufgehoben worden. Es kann nur bedauert werden, daß nichts geschehen ist, diesen uralten dauerhaften Pferde Stamm zu erhalten und damit den Grund zu noch Besserem und Zweckmäßigerem zu legen.

Außer dem Landesherrn, dem Herzog Wilhelm von Jülich, Cleve und Berg, hatten 1585 viele adelige Häuser und mehrere Korporationen schon Anteil an diesem Gestüte. Die Berechtigungen daran hießen in älteren Urkunden „Straatgerechtigkeiten“. Das Revier, in welchem sich die Pferde aufhielten, war außerordentlich groß, denn es erstreckte sich durch 12 Gemarken und umfaßte 14—15 Meilen. Bis 1696 wurden die wilden Stuten von den wilden Hengsten beschält; in diesem Jahre aber „resolvierte“ der Kurfürst Johann Wilhelm: „Da die Erfahrung gelehrt, daß auf solchem Fuß das Gestüt niemalen in guten Zustand aufkommen werde, die wilden Hengste totschießen, schneiden oder abfangen zu lassen und an deren Stelle andere kostbare und schöne fremde Beschälere auf eigene Kosten anzuschaffen und zu unterhalten.“ Die Mitberechtigten, sog. Straat Herren gaben zu dieser Verbesserung ihre Zustimmung, und bald nachher wurden je 3 Türken, Spanier und Engländer, ein Preuße und ein Rothenfelder angeschafft und damit fortgeföhren. Die Zahl der Mutterstuten wird auf 220 Häupter angeschlagen. Zum Einfangen der Pferde wurden Jagden veranstaltet, welche den Großen ein Vergnügen, den Landesangehörigen Dienste waren. Über eine am 14. September 1729 veranstaltete „wilde Pferde jagd“

wird berichtet, daß die Straatherrn durch den Waldgraf und Wildförster nach dem Schlosse Angermund verschrieben und befohlen wurden, „es sollen erscheinen ohne Gewehr, jedoch mit guten Knäusen und Trommeln versehen, zur Pferdejagd die in- und auswendige Bürgerschaft mit ihren Offizianten in der Umgegend; und daß die Treiber bei Strafe von 10 Goldgroschen mit genugamen Proviant versehen sein sollen, um sieben Tage und Nächte im Walde zu bleiben.“ Das übermäßige Saufen und Umherfahren mit Getränken war untersagt.

Bis zur Aufhebung des Gestüts dauerten diese Jagden fort, wenn auch nicht in solcher Ausdehnung, und die Tradition giebt ihnen den Anstrich von Volksfesten, an denen die ganze Umgegend, Berufene und Unberufene in einer Weise teilgenommen haben, die man nur begreift, wenn man mit den Sitten, Gewohnheiten und Gesetzen der Vorzeit vollkommen vertraut ist.

Die Pferde waren von mittlerer Größe und hatten viel Ähnlichkeit mit den polnischen. Sie wurden als äußerst dauerhafte Reitpferde so hoch geschätzt, daß man die besseren nicht selten mit 60 bis 80 Karolin (1020 bis 1360 *M*) bezahlte. Murat verfuhr sich als Großherzog von Berg reichlich mit den schönsten Pferden aus diesem Gestüt und legte großen Wert auf diese Pferde, nachdem er ihre Schnelligkeit und Ausdauer in mehr als einem Feldzuge auf die härteste Probe gestellt hatte. Es ist ein Duisburger Gestütpferd bekannt geworden, welches mit einem Reiter von 180 bis 190 Pfund in 16 Stunden einen Weg von 18 Postmeilen, ohne zu ermüden, zurückgelegt hat.

Wilde Pferde kamen in Westfalen und auch wohl in Deutschland überhaupt nicht vor, wohl aber verwilderte, sog. Wildfänge, namentlich nach dem dreißigjährigen Kriege, wo die verwüsteten, entvölkerten Länder, die unbewohnten Kolonate vortreffliche und anderweit nicht zu benutzende Weiden und Aufenthaltsorte darboten. Schon um das Jahr 1316 kommen im Münsterlande und Paderbornschen *equi vagi*, verwilderte Pferde vor, die demjenigen gehörten, welchem der Wildbann zustand. In einer Urkunde vom Jahre 1455 werden die wilden Pferde des Arnsberger Waldes und von 1316 die der Mervelder Mark genannt. Von Schreckenstein glaubt, daß die halbwildten Gestüte in der Senne und im Duisburger Walde, die wilden Pferde, welche ehemals im Hardehusen und Arnsberger Walde gefangen wurden; die sog. wilden Pferde in der Davert, in dem Mervelder Bruche, in der Letter Mark und in den Brüchen längs der Stever und Emscher noch Überbleibsel einer Pferdezucht seien, die lange vor der Zeit Karls des Großen in dem Lande zwischen Weiser und Rhein geblüht haben möge.

Es war früher vielfach Sitte, die Pferde im Herbst nach Bestellung der Saat ins Freie zu jagen, wo sie sich den Winter über selbständig ernähren mußten. Diese Tiere verstanden es, unter der Schneedecke die dürftige Kost hervorzuscharren, und bei gefrorenem Wasser mit den Hufen ein Loch in die Eisdecke zu schlagen, um Trinkwasser zu erhalten. Im Frühlinge fing ein jeder dann die Pferde nach Bedarf wieder ein.

Da die Pferde in diesen Gestüten fast ohne alle Pflege aufwuchsen, so war es natürlich, daß diejenigen, die nicht durch Krankheiten oder die Härte des Winters zu Grunde gingen, von ungewöhnlicher Ausdauer waren, wie solche ihnen mit Recht nachgerühmt wird. Bei der kümmerlichen Ernährung aber, besonders im Winter, wo sie von dem aus dem Sommer übrig gebliebenen, inzwischen meist verfaulten Graße ihr Leben fristen mußten, verkümmerten sie von Jugend auf und blieben klein. Sie erreichten nur eine Größe von 90—125 cm, hatten jedoch einen kräftigen geschlossenen Bau mit abgeschliffenen Formen. Ihr Verbreitungsgebiet war kein weites, weil sie wegen ihrer geringen Größe nur auf leichtem Boden zu Ackerarbeiten zu verwenden waren. Sie machten sich im Gespann vor leichtem Fuhrwerk auf ebenen Wegen ganz gut; aber damals gab es noch keine Chaussees und die vorhandenen Wege befanden sich in einem verwahrlosten Zustande. Von auswärts konnten keine Einführungen stattfinden, da nur diejenigen Pferde, die unmittelbar von Winterpferden gefallen, Fähigkeit genug besaßen, dem Hunger und der Härte des Klimas zu widerstehen. Ihre Abkömmlinge werden nicht allein in der Nachbarschaft dieser Brüche angetroffen, sondern trotz der Teilung findet man in den einzelnen Abfindungen im Winter noch sog. Winterpferde, die im Frühjahr nach Hause geholt und zur Arbeit verwandt werden, im Winter aber auf die angegebene Art ihr Leben fristen müssen, obwohl sie durch Zertreten auf den Weiden mehr verderben als die beabsichtigte Futterersparnis wert ist. Vom Winterpferde berichtet der Landstallmeister von Schmichow 1843: „Es ist verkümmert und wird nur von solchen Leuten gehalten, die kein Futter haben oder ihren Arbeitstieren das Leben nicht gönnen. Für das bedauernswürdige Tier, das schwer arbeiten muß, das weder Futter noch Obdach erhält, in Wäldern und Heiden sich beides zu allen Jahreszeiten suchen muß, habe ich nur den Wunsch, daß es Gott gefallen möchte, die harten Herzen der Menschen zu befehren.“

Die Marken waren bis zum Jahre 1821 nur zum geringen Teil, bis Ende der 30er Jahre aber meist separiert. Vor der Teilung trieben die Landwirte, die nicht an wilden Gestüten beteiligt waren, ihre Pferde außer dem Gebrauche entweder

in die Gemeinheiten, wo sie berechtigt waren, oder in die eigenen sogenannten Binnenweiden.

Die lokalen Rassen sind fast nirgends durch Züchtung nach bestimmter Richtung, sondern so weit sie noch unvermischt bestehen, aus der Einwirkung der lokalen Verhältnisse hervorgegangen. Wo der Boden von der Natur reich gesegnet, trifft man schwere Pferde, wo sie karg gewesen, ein kleines Tier. Auch das westfälische Pferd, wie es vor der Markenteilung und vor der mit dieser Periode zusammentreffenden Errichtung des Landgestüts nach Gestalt und Leistung beschaffen war, hatte sich fast lediglich nach den örtlichen Verhältnissen gebildet, wenn auch mitunter fremdes, besseres Blut miteingemischt war. So standen nach einer Mitteilung des Archivars Dr. Erhardt von 1766 und 1767 im Amte Ahaus 5, Horstmar 5, in Dülmen 3 Hengste, welche auf Kosten des Hochstifts verpflegt und zur unentgeltlichen Benutzung überlassen wurden. Die Hengste sollen Holsteiner, dänischer und spanischer Rasse gewesen sein. Wie lange diese Einrichtung bestanden, darüber fehlen Nachrichten.

Solche Kreuzungen waren von keinem Bestand, da es, um ihnen Nachhaltigkeit zu geben, an geeigneten Tieren von beiden Geschlechtern und dem richtigen Verständnis der Züchter fehlte, die ganz planlos handelten. Charakteristische Rassenunterschiede waren unter dem Pandschlage der Provinz — und nur dieser wurde fast ausschließlich gezüchtet — nur bei dem Emscherbrücker, unter welchem Namen alle sog. Winterpferde zusammengefaßt wurden, zu entdecken. Daß der Freiherr von Fürstenberg zu Herdringen und der Graf Nesselrode zu Herten noch einige edle Pferde züchteten, waren vereinzelte Erscheinungen, die den allgemeinen Zustand nicht berührten.

Das münsterländische **Kleipferd** ist i. Z. durch den General von Schreckenstein zu einer besonderen Rasse gestempelt worden. Vor seiner bezüglichen, 1851 herausgegebenen Schrift sprach man wohl von einem Münsterländer; vom Kleipferd speziell aber zur Unterscheidung von den Pferden aus den sonstigen oder gemischten Distrikten war noch keine Rede. Als aber demnächst nach dem Bau der Eisenbahnen und Chaussees, und nach Errichtung des Zollvereins auch bei der Landwirtschaft sich ein starker Aufschwung geltend machte; als man plötzlich fand, daß die vorhandenen Pferde, auch die aus dem Landgestüte, den gesteigerten Anforderungen nicht mehr genügten, da zu der besseren Arbeit in kürzerer Zeit weit kräftigere Pferdeschläge erforderlich schienen als die einheimischen — da gedachte man des so hochgepriesenen Kleipferdes und erwartete von ihm das Heil; doch entsprach das Gefundene keineswegs dem Ideale, das man sich ausgemalt hatte. Die Hengste, die man nachher für echte Kleipferde ausgab, waren augenscheinlich und nachweisbar veredelte, vom Landgestüt

abstammende Tiere, die denn auch bald den Posten, auf den man sie gestellt, wieder verlassen mußten, da sie als Mischlinge die Vererbungsfähigkeit der Väter nicht besaßen. Nachher hieß es, das Kleipferd wäre degeneriert und echt nicht mehr vorhanden.



Altwestfälisches Kleipferd (Fig. 30).

Die charakteristischen Kennzeichen des münsterländischen Pferdes waren folgende: dicker gerader Kopf mit breiter Stirn, wenig lebhaften Augen und oft hängenden, sog. flämischen oder Bammelohren. Der Kopf wurde nicht selten gebückt getragen; der Hals war kurz mit buschiger Mähne; die Brust zwar breit, aber nicht weit genug zurückliegend; die steilen Schultern hatten Kurzgängigkeit zur Folge. Der

Rücken war nicht selten zu lang, ja sogar stark gesenkt, die Kruppe kurz und abschüssig. Die Flanken waren oft genug weit, die Hüften vorstehend. Die Beine, besonders Kniee und Sprunggelenke waren schwach, sog. Schwefelholzbeine, die Fesseln kurz; wenn mitunter lange Fesseln vorkamen, waren sie regelmäßig weich und wurden, wie man sich ausdrückt, durchgetreten; die Fesselgelenke waren mit langen Haaren bewachsen. Die platten Hufe arteten oft in Vollhufigkeit aus. Bei allen diesen wenig empfehlenswerten Eigenschaften aber besaßen die einheimischen Pferde ein ruhiges Temperament und weil sie nicht zart aufgezogen waren, eine große Genügsamkeit und eine ziemliche Ausdauer bei langsamen Bewegungen vor dem Pfluge, der Egge und dem Ackerwagen. Wer diese Eigenschaften beim Gebrauche zu schätzen weiß, wer berücksichtigt, daß bei dem gewöhnlichen Betriebe der Landwirtschaft schnelle Aktionen nur selten oder gar nicht verlangt werden, der wird es begreiflich finden, daß die Kolonen, in deren Händen ja die Zucht allein ruhte, fremdes Blut von ihrem Schlage fern zu halten suchten und, wo es sich eingeschlichen, sofort wieder beseitigten.

Bei der Zucht galt im Münsterlande der Grundsatz: „Das Fohlen ist gut durchwintert, wenn es im Frühjahr mit einem nassen Sacke auf dem Rücken allein aufstehen kann.“ Damit es nicht zu mutwillig werde, spannte man es nach vollendetem ersten, jedenfalls im zweiten Jahre vor den Pflug oder den Wagen. Wie es bei stetem Strohangel in den Ställen aussah, bedarf keiner Erwähnung; ebenso wenig wie der Grundsatz: Putzen ist das halbe Futter — gehandhabt wurde. Eine bessere Haltung kam nur bei den größeren ländlichen Grundbesitzern, besonders den Schulzen vor, die ihre Pferde mehr auf dem Stalle hielten und besser fütterten. Wie der Pferdehalter bei der Züchtung überhaupt keine bestimmt vorgezeichnete Richtung verfolgte, sondern nur die Vermehrung im Auge hatte, so nahm er auch auf Größe keine Rücksicht, da es üblich war, 4 Pferde vor den Pflug zu spannen und diese auch bei geringer oder Mittelgröße denselben zu ziehen imstande waren. Die damalige geringe Größe der Pferde geht auch hervor aus dem Resultat der von der Regierung zu Münster zwischen den Jahren 1819 und 1822 vorgenommenen Prämienverteilung, bei welcher nur Pferde zur Konkurrenz zugelassen wurden, welche über 4 Fuß 6 Zoll groß waren. Doch mußten, wie von Schreckenstein berichtet, sehr unansehnlichen und meist fehlerhaft gebauten Hengsten und Stuten kleine Preise zuerkannt werden, weil bessere Pferde in der Gegend nicht vorhanden waren. Bei der im Jahre 1838 vorgenommenen Revision des Pferdestandes in der ganzen Provinz ergab sich, daß im Regierungsbezirk Münster 46 955 Pferde vorhanden waren, von

denen etwa 5 000 eine Größe von 4 Fuß 6, 7 und 8 Zoll hatten, der größte Teil zum Mittelschlage gehörte und nur der Kreis Beckum größere Pferde hatte; die Zahl der ganz großen Pferde aber sehr gering war. Nur 2 500 Pferde wurden ermittelt, die sich für den Dienst in der Armee eigneten. Die Zahl der Hengste betrug etwa 3 000 Stück und ungefähr 1 200 waren wegen schlechter Hufe beinahe wertlos.

Was das Alter des münsterländischen Pferdes betrifft, so ist anzunehmen, daß es im Ackergespann mit 18 Jahren verschliffen war, obgleich Pferde von 23jährigem Alter vorkamen.

Die Mode, welche zur Zeit Ludwigs XIV. herrschte, wo man die auffallenden Farben, die Schecken, Tiger, Fabeln, weiß geborene Schimmel und die großen Abzeichen liebte, war von den Reichen, welche sich Kutschgespanne hielten, mitgemacht worden, an der Landespferdezucht aber ziemlich spurlos vorübergegangen. Man fand später nur noch Blässen und Weißfüße, besonders bei den Fächsen; solche kommen jedoch immer mehr auf den Aussterbeetat. Die beliebteste Farbe war die schwarze, danach kamen die Braunen, weniger an der Tagesordnung waren Fächse und noch weniger die Schimmel. Auch die Pferde mit gebogener Nase und dünnen Ganasschen, die sog. Ramsköpfe, welche man eine Zeit lang schön fand und die man aus Spanien nach Deutschland eingeführt hatte, erhielten bei den zu Veränderungen wenig geneigten Landleuten keinen Beifall. Man sah sie nur an den aus Hannover, Oldenburg, Holstein und Mecklenburg geholten Kutschpferden. Diesen wurden auch nach englischer Sitte die Sentmuskeln abgeschnitten und die Schweife bis auf etwa 1 Fuß Länge gestutzt, „englisiert“, wie man es nannte. Ähnliches macht man auch jetzt wieder. In allen Dingen, worin die Liebhaberei eine Rolle spielt, bleibt die Übertreibung selten aus. Man kerbt zwar die Schwanzgrube nicht mehr ein, schneidet aber die Schweife so kurz ab, daß sie beinahe wieder so aussehen, wie die früheren englisierten. Eine andere Mode ist das Scheren der Pferde. Die Wiener Landw. Zeitung hat sich über beides in folgender Weise treffend ausgesprochen: „Die Natur hat das edle Pferd mit so vollendet schönen Formen ausgestattet, daß man glauben sollte, es werde niemand noch etwas daran zu verbessern finden. Aber der superfluge Mensch und vor allem der weiseste aller Menschen, der Engländer, weiß das besser. Er hält z. B. den Pferdebesweif für einen Modeartikel, etwa wie einen Damenchignon, an dem nach Geschmack herumgeputzt und gemodelt werden kann, und der folgsame Kontinentale muß natürlich diese Mode seinem Lehrmeister in allem, was Sport betrifft, nachmachen. Die häßliche Mode des Englisierens, längere

Zeit hindurch abgethan, kommt nun wieder zur Herrschaft und man sieht fast kein feineres Kutsch- oder Reitpferd, das nicht mit einem Stutzschwanz geziert wäre, an dem die Haare möglichst kurz abgeschnitten worden. Daß der Schweif nicht bloß als Zierrat fungiert, sondern dem Pferde — besonders in der warmen Jahreszeit — zum Abwehren der Fliegen von Schenkel und Flanken unentbehrlich ist, diesen Dienst aber in so verstümmeltem Zustande schlecht versehen kann, scheinen die Herren Pferdefriseur nicht zu wissen. Eine andere sehr moderne Pferdeverschönerung, der man nebenbei alle möglichen günstigen Einwirkungen auf die Gesundheit der Pferde nachsagt, ist das Scheren oder Sengen derselben. Inwiefern dasselbe Vorteile biete, möge dahingestellt bleiben; in Bezug auf die Schönheit dieser Mode muß aber jeder Unbefangene einräumen, daß das seidenglänzende Haar eines edlen gutgepflegten Pferdes gewiß schöner ist als die matte Mausfarbe eines geschorenen Rosses. Wir hegen den Verdacht, daß diese Mode von einem faulen Pferdewärter erfunden wurde, dem das gehörige Putzen zu beschwerlich war, denn ein geschorenes Pferd ist allerdings weit bequemer zu reinigen.“

Sonst wurde der Pferdeschweif gar nicht abgeschnitten, er hing, wie noch jetzt in Rußland, bis zur Erde. Bei nasser Witterung und in schmutzigen Wegen wurde er aufgeknottet; später und noch jetzt stutzt man ihn meistens im Herbst bis zum Sprunggelenk. Er wächst dann bis zum Eintritt der warmen Witterung wieder so, daß er zur Abwehr der Fliegen lang genug ist. Dies Verfahren ist und bleibt das richtige und es wird dem Pferde dadurch seine Schönheit erhalten und Zeit und Mühe erspart.

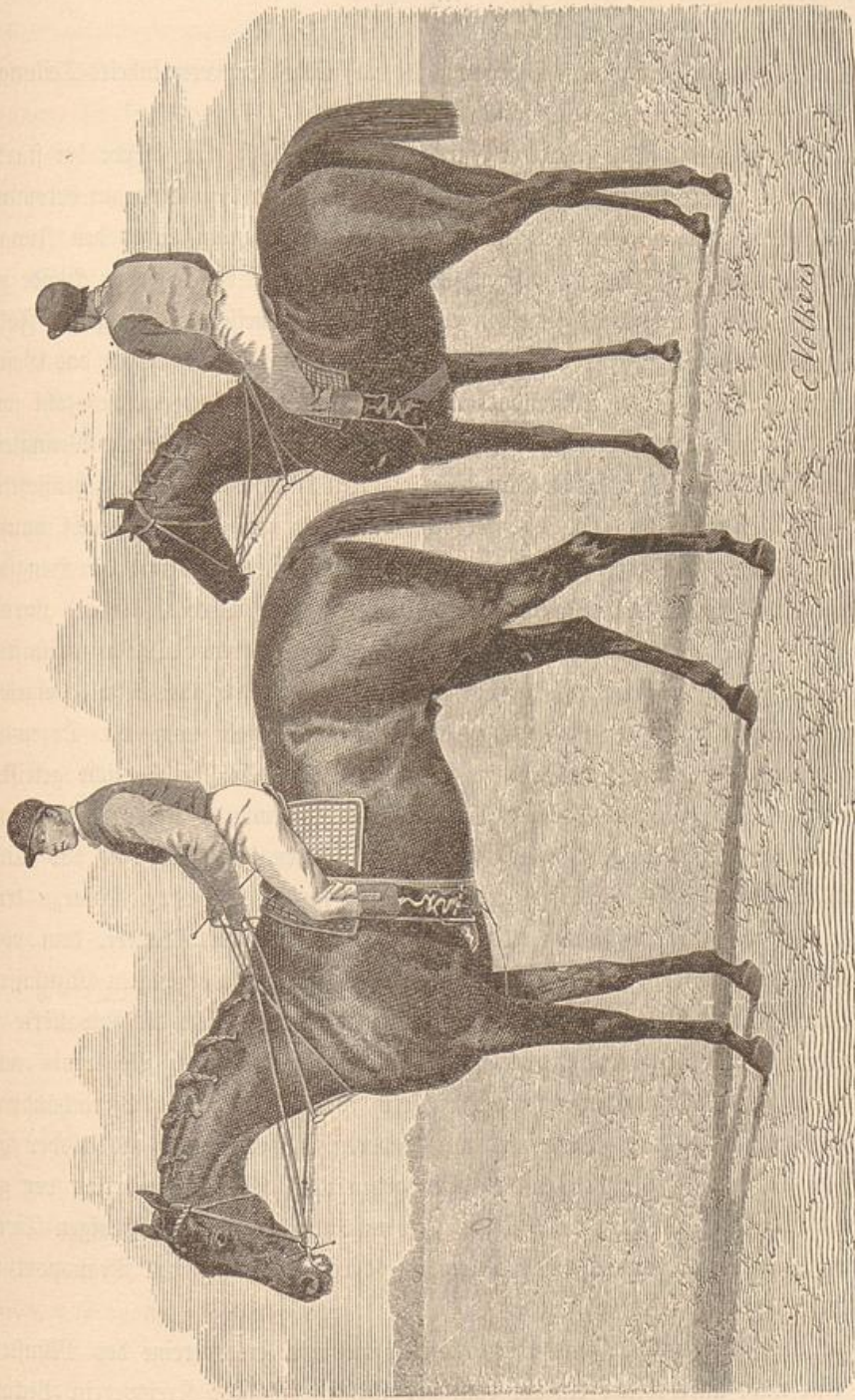
Das Scheren der Pferde kam zuerst in Spanien auf, von da kam es nach Frankreich, wo besonders die Maultiere der Halbschur unterworfen wurden; wie es in England aufgefunden, steht nicht fest. Dort ist man vom Scheren zum Abbrennen der Haare übergegangen. Nach einem Berichte des Dr. M. Bloch hat das Scheren der Pferde in den genannten Ländern günstigen Erfolg gehabt; die Tiere sollen nicht allein leichter zu putzen, sondern auch weil sie nicht so leicht schwikten, weniger Erkältungen ausgesetzt sein. Als vor etwa 20 Jahren das Scheren der Pferde in Frankreich bei den Kavallerie-Regimentern versuchsweise eingeführt wurde, hat sich die Mehrzahl zu gunsten des Scherens ausgesprochen; allein einige haben dagegen konstatiert, daß die Tiere sich leicht erkälteten, einer sorgfältigen Pflege bedürften und sich daran gewöhnten; eine solche kann man ihnen aber im Kriege nicht angedeihen lassen.

Man muß beim Lesen solcher Berichte an den russischen Bären und an den Jach denken, denen die Natur den dichten Pelz und die langen Haare doch gewiß

nicht umsonst gegeben hat, sondern damit der Bär die strenge Kälte des Nordens, der Jack das Leben auf den Hochebenen der Mongolei zc. in einer Höhe von 6000 m aushalten kann. Mag das Scheren bei Luxusperden, die unter Decken stehen und wenn sie ausgeführt werden, über den ganzen Körper damit behangen sind wie die Schoßhündchen der Damen, auch anwendbar sein, bei Arbeitsperden, die sich mehr im Schritt bewegen, also nicht so leicht zur Schweißbildung gelangen, wird es hier wohl nicht üblich und nicht nötig werden.

Auf die Zeit der Rückkehr zum Naturgemäßen, welche die französische Revolution eingeläutet hatte, folgte ein Rückschlag zum Unpraktischen, die Zeit der dünnen Stuhlbeine und monotonen Farben. Dann in den vierziger Jahren kehrte man zum Überpraktischen zurück. Alles wurde praktisch, aber genial, „bummelig“ in Kleidern und Sitten. So auch die Pferde. Es mußten leistungsfähige starkknochige Tiere sein, die etwas vermochten, aber dies der Mode entsprechend nicht verraten durften. Sie mußten mit eingekniffenen Schwänzen und vorgestrecktem Kopfe dahinbummeln. Der Reiter hing mit dem Spazierstock in der Hand ohne Sporen darauf, als wenn er zum erstenmale im Sattel säße. Der Gaul aber mußte im vollen Sprunge den zwölffüßigen Graben, die vierfüßige feste Barriere nehmen können, und dann saß der Reiter ohne Wanken. Das Jahr 1848 hat wieder etwas Reaktion hervorgebracht; man sieht neben der Leistungsfähigkeit auch auf die Schönheit.

In den Sandgegenden unserer Provinz züchtete man einen kleineren Pferdeschlag, der nur hinsichtlich der Größe, sonst aber nicht mit dem Kleischlage differierte. In den übrigen Teilen der Provinz wird zwar auch Pferdezucht getrieben, selbst in den gebirgigen Gegenden des Sauerlandes, wo in neuerer Zeit eine Gestütstation errichtet wurde. Im Regierungsbezirk Arnberg aber wurden viele Pferde eingeführt und da eine große Zahl zum Dienste in Industrie, Handel und Gewerbe Verwendung finden mußten, dort auch zum Bewegen des Pfluges zwei starke Pferde gehören, so wurden nur größere Pferde gezüchtet oder in den Nachbarländern gekauft. Namentlich im Münsterlande wurden die schwersten Hengste aufgekauft und gut bezahlt. Der Pferdestand im Arnbergischen lieferte deshalb eine ziemliche Musterkarte von verschiedenen Schlägen, darunter viele fehlerfreie Reit- und Wagenperden; auch schlechte Hufe wurden nicht in dem Maße bemerkt, wie im Münsterlande. Im Regierungsbezirk Minden fanden sich in den nach der Senne hin liegenden Kreisen viele kleine, von Semmern abstammende Pferde, während die an Hannover grenzenden Distrikte viele große und starke aufzuweisen hatten, die als Fohlen aus Hannover und Oldenburg eingeführt waren. Pferde zum Gebrauche in der Armee waren in geringerer



Englische Vollbluthengste, Rennpferde (Fig. 31).

Anzahl vorhanden als im Arnbergischen, Hengste etwa 5 500, darunter 2 700 mit Platthufen und Hufschäden behaftete.

Der allgemeine Zustand der Pferde machte nach Erlaß der Gemeinheits-Teilungs-Ordnung von 1821 bedeutende Fortschritte.

Wo die Gemeinweiden separiert waren, fand man, daß dem Pferde bei starker Anstrengung in der Einsaatperiode eine Zuthat von Körnern besonders gut bekomme; die Stallfütterung wurde nach und nach die Regel, so daß nun außer den Jungen nur noch ausnahmsweise, etwa zwischen Säen und Mähen den Pferden Weide gegeben wird. Die Teilung der gemeinen Weide hatte eine bessere Haltung zur Folge und das Landgestüt sorgte für bessere Hengste. Im Jahre 1826 wurde das Gestüt für Westfalen in der Stadt Warendorf mit 13 Hengsten eröffnet, welche Zahl nach und nach bis auf 82 erhöht wurde; jetzt sind etwa 100 vorhanden. Wenngleich an diesen meist in den östlichen Provinzen angekauften Hengsten namentlich hinsichtlich der Knochenstärke manches ausgesetzt werden konnte, so war es doch wohl hauptsächlich der Fehlerhaftigkeit der Stuten und ihrer Ungleichartigkeit mit den Hengsten beizumessen, daß in der ersten Generation Produkte erzielt wurden, die als Luxus-pferde nicht schön, als Arbeitspferde nicht kräftig genug waren. Dieser ungünstige Erfolg brachte einige Verwirrung hervor, indem den Hengsten alle Schuld beigelegt wurde; durch Beschluß der Kreisstände des Kreises Coesfeld vom 20. Dezember 1834 wurde sogar auf die Aufstellung Königlicher Landbeschäler Verzicht geleistet. Bei Ausdauer und erlangter besserer Kenntnis der Züchtung, späterer Anspannung und sorgfältigerer Haltung der Pferde seitens der Züchter kam aber doch das Landgestüt in Ruf und sein wohlthätiger Einfluß wurde immer sichtbarer. Hierzu trug auch viel bei, daß die Regierung mit der Zeit imstande war, stärkere, dem vorhandenen Bedürfnis besser entsprechende Hengste aus den Hauptgestüten abzulassen.

Bereits im Jahre 1835 konnten die ersten Remonten für die Kavallerie in der Provinz angekauft werden, aber schon bald machte sich das Bedürfnis nach größeren Zuchtstuten bemerkbar und wurden solche von Züchtern und Pferdehändlern aus Hannover, Oldenburg, Dänemark und anderen Ländern mehr als bisher gesehen, eingeführt. Die Pferdehändler aber gehen nach den Grenzmärkten der genannten Länder, wohin nur der Ausschuß gebracht wird, nämlich diejenigen Tiere, die den Züchtern zur eigenen Verwendung zu schlecht sind und den Transport in entferntere Gegenden nicht lohnen.

In den Jahren 1842 und 1845 führten mehrere Kreisvereine des Münsterlandes eine nicht unerhebliche Anzahl dänischer Stuten ein (der Kreisverein Beckum

z. B. zweimal 25 Stück), die wohl die Körpergröße, aber nicht die Masse zu verbessern besonders geeignet waren. Der Verein zur Veredelung der Pferdezucht im Regierungsbezirk Münster, der sich 1835 konstituierte, wirkte durch die eingeführten Rennen, Tierschau und Ausstellung englischer Vollbluthengste (Fig. 31) sehr anregend und vorteilhaft; ebenso der 1841 errichtete Verein für Pferdedressur zum Dienste der Landwehr-Kavallerie im Regierungsbezirk Arnberg zu Hamm. Die 1846 erfolgte Anlegung der Remonte-Depots in den Kreisen Beckum und Lippstadt sicherte den Pferdezüchtern den Absatz ihrer für eigene Zwecke zu leicht befundenen Pferde. Seit dem Jahre 1841 werden jährlich Prämien zur Verbesserung des Hufbeschlages von einer dazu designierten Kommission an Schmiedemeister und Lehrlinge verteilt.

Nach solchen großartigen Anstrengungen hatte die edle Pferdezucht mit Ausnahme weniger Kreise in ganz Westfalen festen Fuß gefaßt; das einheimische Pferd war fast durchgängig in Form und Bewegung ein anderes, edleres geworden, obschon Manche stärkere, zu ihren Gebrauchszwecken besser geeignete Pferde verlangten. Da machten sich in der Pferdezucht mit dem Umschwung in den Verkehrsverhältnissen und der Erhöhung der Produktenpreise größere Bedürfnisse und Forderungen geltend. Hatte man nach Einführung des Landgestüts die Zucht feinknochiger Tiere, die Rücksicht auf edles Blut und Schönheit der Formen zum Teil zu weit getrieben und die Zucht des Remontepferdes als höchstes zu erstrebendes Ziel betrachtet, so ging man nun hiervon ab und hielt Körpergröße für das allein Notwendige, vergriff sich aber in dem Material, indem man der Veredelung alles Übel zuschrieb und alles Heil im Gemeinen suchte.

Da die schweren veredelten Schläge zu teuer waren, so legte sich ein Teil auf Wiederherstellung der sog. Kleirasse; ein anderer suchte die Sache zweckmäßiger anzugreifen und die mangelnde Körpergröße durch Einführung von Hengsten aus schweren Schlägen zu erlangen. Es wurden in mehreren Kreisen Jütländer, und in den Industrie treibenden Gegenden des N.-B. Arnberg Percheron-Hengste (Fig. 32) eingeführt. Um dieselbe Zeit wurde das Remonte-Depot in Beckum, demnächst auch das in Lippstadt aufgehoben, weil sich die Örtlichkeit für den Zweck wenig eignete und deshalb die Unterhaltung zu kostspielig war. Mit den Depots kamen auch 1863 die Remontemärkte in Wegfall. Durch die Verwendung der schweren Hengste aus Jütland und der Perche, die den Kreisen große Kosten verursachten, wurden allerdings größere Pferde erzielt, jedoch nur gewöhnliche Arbeitspferde, die besonders in Form und Gang manches zu wünschen übrig ließen.

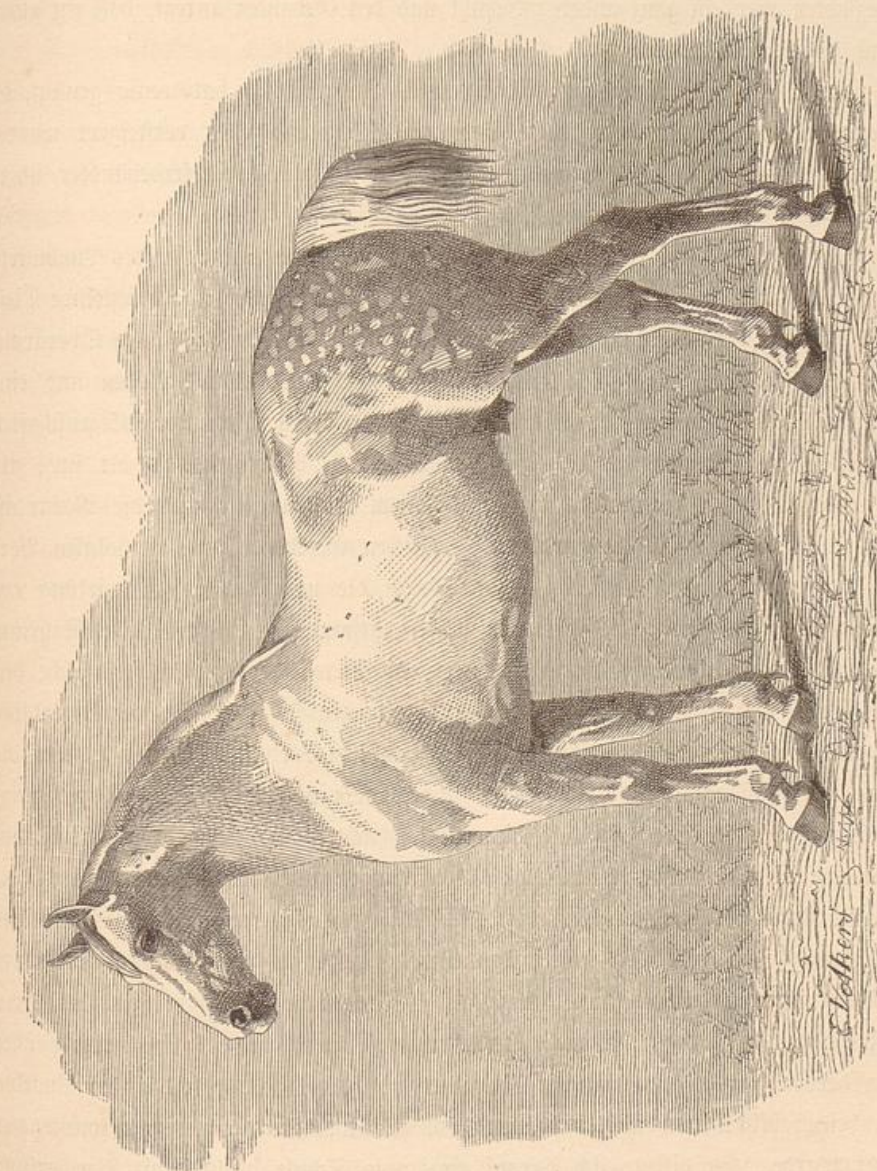
Es gab von Alters her zwei Haupttypen des Pferdegeschlechtes: das schwere Zugpferd, welches die Meeresgestade von der Bretagne bis zur Spitze von Jütland

bewohnt — und die leichte Klasse des Orients. Der Hauptunterschied zwischen dem elefantenartigen, lymphatischen Kolosse und dem energischen, zierlichen „vom Zephyr erzeugten“ Renner liegt in der veränderten Form der Muskeln. „Das schwere Zugpferd hat die Bestimmung, möglichst große Lasten bei verlängerter Zeit fortzuschaffen, die entgegengesetzte das leichte Reit- oder Rennpferd, nämlich eine geringe Last bei möglichst kurzer Zeit davonzutragen. Das Lastpferd hat deshalb nur langsame kurze Schritte zu machen, und wenn demnach seine Muskeln nur immer auf geringe Länge ausgedehnt werden und nur kleine Exkursionen zu machen haben, so werden sie doch in vollen, kräftigen Kontraktionen geübt. Das Rennpferd ist dagegen bestimmt, mit seinen Beinen möglichst weit auszugreifen, um große Strecken zurückzulegen, weshalb die Muskeln geübt sein müssen, sich so weit wie möglich zu strecken, ohne deshalb in ihrem Zusammenziehungsvermögen zu leiden. Solche Prozeduren müssen nun, wenn sie sich stetig wiederholen, bei dem Zugferde einen kurzen runden Muskel, bei dem Rennpferde dagegen einen langausgedehnten platten Muskel zuwege bringen.“ Deshalb ist auch eine direkte Einwirkung des edlen Blutes vom Vollblutpferde auf das naturwüchsige Karrenpferd da, wo sie versucht wurde, nicht immer von gutem Erfolge begleitet gewesen. Hierzu sind mit größerer Sicherheit die bei der Bildung der Suffolkrasse herangezogenen Mittelglieder zu verwenden. Die meisten Arbeiten und Dienste, die dem Pferde zugemutet werden, liegen in der Mitte der beiden Extreme. Sie können mit Erfolg nur durch Tiere geleistet werden, die vom Zugpferde einen Teil der kolossalen Knochen, vom edlen Orientalen die Härte der Knochen, die Festigkeit und Elastizität der Muskeln und Sehnen in sich vereinigt haben. Nachdem diese Wahrheit von einigen erkannt worden, auch die Gestütverwaltung die leichten edlen Hengste beseitigt und dafür schwere, aber elegante Pferde zum großen Teil aus Hannover, Mecklenburg und Oldenburg aufgestellt, hat das Landgestüt wieder mehr Beifall gefunden und bricht sich die Überzeugung immer mehr Bahn, daß abgesehen von den Gewerbe treibenden Gegenden der Mark, wo das Karrenpferd nötig ist, das allgemeine Bedürfnis und das in der Pferdezucht für den Landwirt zu erstrebende Ziel nicht auf einen plumpen Karrengaul, sondern nur auf das in der Mitte stehende schwere veredelte Wagenpferd gerichtet sein kann, welches Kraft mit Eleganz verbindet. Dasselbe ist für den Ackerbau, Gewerbebetrieb, zum Fahren, Reiten und zu jedem Gebrauche geeignet.

In den Jahren der Ratlosigkeit hat man viel gethan, was auf den alten bereits überwundenen Standpunkt zurückführen mußte, und es wird lange dauern, bis das zu erstrebende Ziel erreicht und ein konstanter Stamm von Pferden gebildet ist, der

Pferd.

allen Anforderungen entspricht, wenn auch die Gestütsverwaltung den Wünschen der Züchter entgegenkommt, die Regierung auch 1868 die Remontemärkte wieder eingeführt und die Berücksichtigung der Stuten bei den Aushebungen den betr. Kommissionen



Percheron (Fig. 32).

vorgeschrieben hat. Aber die vielen Aushebungen in den letzten 20 Jahren und drei große Kriege haben der Pferdezucht tiefe Wunden geschlagen, die noch lange nicht heilen werden.

Da es hier üblich ist, die Stuten erst mit dem 7. oder 8. Jahre decken zu lassen, so sind viele gute Stuten mit fortgegangen, wie die prachtvollen Tiere in unseren Reiter-Regimentern beweisen, deren Anblick den Patrioten zwar erfreut, beim Pferdezüchter aber ein ganz anderes Gefühl und den Gedanken anregt, daß ein guter Wallach daselbe leisten würde.

Der Wiederverkauf einiger Zuchtstuten im Jahre 1871 hat wenig genützt, da die besten (darunter eine prachtvolle Sennerstute, deren Fohlen versteigert wurde) zurückblieben und die verauktionierten meist in die Hände der Pferdehändler übergingen.

Die Pferde, deren Züchtung im richtig verstandenen Interesse des Landwirts liegt, müssen die dem Gebrauch entsprechende Größe haben, dazu eine bedeutende Tiefe des Brustkastens, kurzen Rücken, starke Nierenpartie, lange Kruppe, lange Oberarme, starke Gelenke und Sehnen, feste Knochen, kurze Schenkel, breites Becken und eine drahtartige Muskulatur wie ein Raubvogel. Auf die Frage, wie diese Eigenschaften zu erreichen, ist zu erwidern, daß die Grundsätze der Pferdezucht so alt sind, als diese Zucht selbst. Sie beruhen auf natürlichem Fundamente und die Natur ist unwandelbar, sie wirkt überall nach ewig gleichen Gesetzen; nur die lokalen Verhältnisse sind verschieden. Hierdurch und durch die unmittelbare Einwirkung der Hand des Menschen sind die verschiedenen Rassen entstanden. Durch Klima, Nahrung und Angewöhnung werden Eigenschaften bei den Tieren hervorgebracht, welche den Eltern fremd waren, und solche Eigenschaften pflanzen sich fort, sie werden erblich, wenn sie einige Generationen hindurch fortgezüchtet worden. Hierauf basiert die Theorie der Rassenkonstanz. Aber jedes auf die Spitze getriebene Prinzip schlägt leicht ins Gegenteil über; so auch hier. Man achtete die durch äußere Umstände und innere Vorgänge hervorgerufenen Abweichungen von der einmal konstant gewordenen Rasse nicht und verwandte jedes Tier zur Zucht, wenn es nur von reiner Rasse war. Weil nun doch unter den Tieren derselben Abstammung eine Verschiedenheit in der Kraftäußerung sich zeigte, so fügte man dem bisherigen Verfahren die Zucht nach Leistungen hinzu. Da aber diese durch äußere Einwirkung oder Übung hervorgebracht sein können, so liegt es auf der Hand, daß die Kombination dieser beiden Richtungen nicht den Grad von Vollkommenheit bewirken konnte, der erstrebt wurde. Es bildete sich darauf eine neue Schule, welche mit Verwerfung der bisherigen Grundsätze alles Heil in den Vorzügen des Individuums suchte ohne Rücksicht darauf, wie sie herbeigeführt worden. So entstand die Theorie der Individual-Potenz. Obschon der Streit noch fort dauert, so liegt die Entscheidung doch

ohne Zweifel allein in der innigsten Allianz dieser drei Grundsätze. Wählt man die durch individuelle Eigenschaften hervorragenden, in der Leistung erprobten Tiere von konstanter Rasse zur Paarung aus, so wird man dasjenige erreichen, was zu erstreben ist; es sei denn, daß es sich um Bildung neuer Rassen oder um die Zucht von Gebrauchspferden handelt. Zu verkennen ist nicht, daß durch Kreuzung verschiedener Rassen neue gebildet werden können und gezüchtet worden sind, die konstant geworden und für den beabsichtigten Zweck nichts zu wünschen übrig lassen. Ebenso sind durch Kreuzungen Pferde zu Gebrauchszwecken hervorgebracht, die ebenfalls vollkommen dem entsprechen, was man vorausgesetzt hat. Zur Zucht sind die aus Kreuzungen hervorgegangenen Pferde allerdings weniger geeignet, weil man nicht vorher weiß, wie die Nachkommenschaft arten wird. Die Engländer haben durch die Reinzucht, d. h. die Verschmelzung der obigen drei Prinzipien so großes in der Viehzucht geleistet, daß sie bis jetzt unübertroffen dastehen, und daß man mit Recht sagt: „sie haben den trägen Nationen des Kontinents das Szepter der Pferdezücht entrissen“, wenn dazu auch noch andere Umstände mitgewirkt haben, wie namentlich die Ausdauer in Verfolgung des einmal als richtig Erkannten.

Als bei uns die Verbesserung in der Pferdezücht begann, bestanden die Stuten aus den einheimischen Schlägen, denen sich im Laufe der Zeit auch einige aus den Rassen der Nachbarländer hinzugesellt hatten. Hengste befanden sich in dem Landgestüt aus den drei Hauptgestüten des Staates, aus Hannover, Oldenburg, Mecklenburg — und dem Semmergestüt, der Perche, Normandie und den Suffolks (neuerdings sind auch Oldesdaler hinzugekommen). Außer diesen decken noch einige Zütländer, Percherons und der Landschlag in Privatbesitz. Der jetzige Pferdebestand ist daher ein buntes Gemisch, hervorgegangen aus der Kreuzung dieser verschiedenen Rassen und Schläge. Es muß deshalb jedem Sachverständigen einleuchten, wie schwierig es ist, aus so verschiedenen Elementen eine einheitliche Zucht zu schaffen: ohne große Sachkenntnis bei den leitenden Personen, ohne Opfer und zähe Ausdauer wird es nicht gelingen.

Auf einigen großen Gütern wird englische Vollblutzucht getrieben, namentlich zu Herdringen, Karthaus und Nordkirchen.

Bei Vergleichung der Leistungsfähigkeit der Pferde in den Kriegen dieses Jahrhunderts will man z. B. gefunden haben, daß die aus mansehnlichen Landschlägen zusammengerasteten Pferde der Blücherschen Kavallerie in der Nebeneinanderstellung mit den auf den schönen großen englischen Pferden sitzenden Reitercharen Wellingtons bei Waterloo sich zum Beschämen ausgenommen; dagegen sollen die russischen Pferde im Ertragen von Strapazen und in Entbehrungen den englischen überlegen, letztere

auch nicht gut zu zügeln gewesen sein. Beim Angriffe hat die englische schwere Kavallerie alles niedergeworfen, was ihr an Kavallerie, Infanterie und Artillerie entgegenstand, und so den wesentlichsten Einfluß auf das Halten der englischen Stellung in sehr gefährlichen Augenblicken gehabt. Bei Balaklava hat sich dasselbe zugetragen, das betreffende Regiment ist aber aufgerieben worden, da die Reiter ihre Pferde nicht halten konnten, hinter die feindlichen Linien gerieten und dem Infanteriefener gänzlich bloßgestellt waren. Bezüglich der Ausdauer hat man im Krimkriege die Erfahrung gemacht, daß sich die in der französischen Armee befindlichen Berberpferde den englischen überlegen zeigten.

Unser Kleipferd soll sich in den Feldzügen der Befreiungskriege gut gehalten haben, doch teilte nach der Mobilmachung 1859 ein alter Kavallerie-Offizier darüber folgendes mit: „Bei der jüngsten Mobilmachung des Trains des 7. Armeecorps sind ungefähr 1200 Pferde durch meine Hände gegangen und ungefähr 3000 vor meinen Augen vorbeigeführt. Alle Kreise der Provinz waren dabei vertreten, auch die vielgeliebten Kleipferde. Wie sehr bin ich aber hinsichtlich ihrer äußeren Form und ihres Ganges — zwei sehr wesentliche Momente der Pferdezuucht — im Vergleich mit anderen Rassen enttäuscht worden. Der Regierungsbezirk Minden hat das vorzüglichste Material geliefert, dann kommt die Gegend von Pippstadt, Soest, Beckum, Warendorf. Die Kleipferde sind nur als mittelgut in Zugkraft anzusehen. Man lasse das 4. Reiter-Regiment Revue passieren und man wird die Kleipferde durch ungeschickten plumpen Gang gleich herausfinden! Mag Genügsamkeit ein großer Vorzug eines Soldatenpferdes sein, plumper Gang hemmt aber die gleichmäßige Bewegung eines Regiments in dem Augenblicke der entscheidenden Aktion. Ein kräftiger Knochenbau, von elastischen Sehnen getragen, vom Temperament fortgetrieben, überholt den plumpen Körper selbst bei ländlichen Arbeiten.“

In den Feldzügen der Jahre 1864 und 1866 hat die preussische Kavallerie die feindliche entschieden übertroffen. Die Regierung hat erklärt, daß nach den auf Veranlassung des Kriegsministers erstatteten amtlichen Berichten der Truppen-Kommandeure die im Lande aufgekauften Pferde, besonders die ostpreussischen, durch Ausdauer und Leistungsfähigkeit sich ausgezeichnet hätten. Ein entscheidendes Urteil steht freilich nur denjenigen zu, welche die Pferde der beiderseitigen Armeen auf dem Schlachtfelde zu beobachten Gelegenheit hatten. Was man von den eingefangenen österreichischen Pferden hier zu sehen bekam, ließ den Schluß zu, daß dort vorzugsweise auf Knochenstärke bei Hintansetzung der Formen gezüchtet wird; und scheint daraus, daß das österreichische Pferd sich mit dem preussischen nicht hat messen können,

zu folgen, daß Form und Schönheit nicht Chimäre, vielmehr neben Blut und Temperament erforderlich sind, um ein Pferd zu schaffen, wie es sein muß, wenn die größte Bravour von ihm verlangt wird.

Der Oberst von Krane schreibt dem durch den drei- und womöglich vierjährigen Weidegang bedingten langsamen aber naturgemäßen Aufbau des Knochengeriüsts unserer preussischen Pferde deren spätere große Dauer und Haltbarkeit zu. Und ein Mitarbeiter des preussischen Militär-Wochenblattes (Nr. 38 für 1882) „möchte glauben, daß das preussische Pferd an Dauer und Haltbarkeit bei naturgemäßer Pflege und Vermeidung naturwidriger Kunsthülfe kaum den Pferden aus den halbwilden Gefüiten Rußlands, Galiziens und Ungarns irgend nachstehe, vor diesen aber manche andere große Vorzüge, größere Gelehrigkeit, Frömmigkeit und militärische Leistungsfähigkeit voraus hat“ und „daß selbst die ganz wilden Pferde vom Don und der Ukraine, oder die abgehärteten Tiere der Tefe-Turkmenen den naturwidrigen Luftabschluß und die ebenso naturwidrigen Salben-Schmierbehandlungen bei zufällig entstandenen mechanischen Verletzungen ebensowenig ertragen würden, als das preussische Pferd.“

In keinem Lande wird bekanntlich das Pferd mit so viel Umsicht gezüchtet, gehegt und gepflegt, wie in England; wenn sich nun in den Jahren 1814 und 1815 das russische, und 1854—56 das Berberpferd im Kriegsdienste ausdauernder gezeigt hat, als das englische, so kann der Grund wohl nur darin gesucht werden, daß die Pferde aus Rußland und der Berberei weniger von der Wartung und Haltung im Felde entbehrten, die ihnen in der Heimat zu teil wurde. Und wenn Genügsamkeit im Kriege nicht gering anzuschlagen sein wird, so wird die Leistung im entscheidenden Augenblicke doch am sichersten zum Siege führen, umsomehr als nach der neueren Kriegführung die Feldzüge nicht mehr von langer Dauer sind. Verlangt man solche Pferde für die Armee, wie die russischen und Berberpferde, so wird nichts übrig bleiben, als sie dorthin zu holen, wo die Verhältnisse solche erzeugen. Hier wird bei den geringen Preisen, welche die Remonte-Kommissionen anlegen, die Verfolgung der Richtung bestehen bleiben, die Pferde so zu behandeln, daß sie unter normalen Verhältnissen das meiste zu leisten vermögen. Die Zucht des Remontepferdes als Zweck kann überhaupt nicht von Dauer sein; in England und Hannover, wo doch die Pferdezuucht so hoch steht, ist es niemals Zweck gewesen, Remontepferde zu ziehen, nichtsdestoweniger ist das Militärpferd dort immer in großer Menge und vorzüglicher Qualität anzutreffen gewesen. In Westfalen ist man von der Zucht des Remontepferdes sehr bald zurückgekommen, und in Ostpreußen, welches den größten

Teil unserer Remonten liefert, nimmt die Pferdezucht ebenfalls ab und werden schwerere Hengste verlangt. Es kann auch nicht zweifelhaft sein, daß wenn den Züchtern nicht die richtigen Hengste für ihre Zwecke in veredelter Qualität gegeben werden, sie zum allergeeinsten Landschlage zurückgehen, wie man am Rhein auf den gemeinen Brabanter verfallen ist und in Westfalen zum gemeinen Kleipferde — wenn auch nur vorübergehend — zurückgegriffen hat. Die Verhältnisse bringen es mit sich, daß bei der Zucht veredelter schwerer Pferde so viele leichtere abfallen, daß für den Bedarf der Armee geeignete Pferde in hinlänglicher Zahl nicht fehlen werden, wie das angeführte Beispiel von England und Hannover zur Genüge beweist. Das ehemalige Schlachtroß der Ritter soll das beste Gebrauchspferd gewesen sein; jetzt darf man behaupten, daß unser Kutschpferd (schweres Wagenpferd) das beste für die schwere Kavallerie und Artillerie ist.

In dem letzten Feldzuge gegen Frankreich hat die preussische Kavallerie wiederum Unglaubliches geleistet, und bei Verfolgung der französischen Armee dieselbe gar nicht zu Atem kommen lassen. Von der Kavallerie-Stabswache des Kaisers, welche aus 152, ohne Zweifel der besten, ausgesuchten Pferde bestand, berichtet man, daß die Pferde als Eskorten täglich 60—70 km im Trabe zu machen hatten, welcher Leistung sich dann für einzelne Pferde unmittelbar noch Ordonnanzdienste bis zu 100 km in schnellster Gangart auf den harten Staatsstraßen Frankreichs anschlossen. Es ist erstaunlich, wie wenig sie dennoch durch die Strapazen des Krieges gelitten haben. Keins derselben ist vollständig strupiert worden. Die ältesten Pferde und solche mit hoher Kniebewegung, besonders die ostpreussischen Wallachen haben sich am besten konserviert.

Eine kurze statistische Übersicht über den Pferdebestand in unserer Provinz wird das Bild vervollständigen, welches in vorstehendem von demselben zu geben versucht worden ist.

1816	waren	23 550	Fohlen	unter	3	Jahren,	102 298	alte	Pferde,
1840	"	24 010	"	"	3	"	104 385	"	"
1867	"	17 087	"	"	3	"	107 701	"	"
1873	"	12 727	"	"	3	"	105 346	"	"

in Westfalen vorhanden. Die Zahl der jungen Pferde hat also in der Zeit sich um fast 11000 Stück vermindert, die der alten dagegen um 3000 zugenommen.

Die Summe aller in Westfalen vorhandenen Pferde betrug im Jahre 1873: 118 073; im Jahre 1883: 120 369, so daß eine Zunahme von 2 296 Stück stattgefunden hat.

Pferd.

Von den 1873 gezählten mehr als 3 Jahre alten Pferden sind
Zuchthengste im N.-B. Münster 169, Minden 69, Arnsberg 66.

Zu landwirtschaftlichen Zwecken werden benutzt
im N.-B. Münster 33 626, Minden 27 952, Arnsberg 25 886.

Zu gewerblichen Zwecken finden Verwendung
im N.-B. Münster 2 254, „ 2 582, „ 8 486.

Militärpferde sind „ „ 985, „ 829, „ 296.

Reit- und Wagenpferde „ „ 537, „ 509, „ 1 073.

Die Abnahme der Pferdezahl trotz der vielen Urbarmachungen ist dadurch erklärlich, daß früher für den Ackerbau kleinere und mehr Pferde gehalten wurden als erforderlich waren, und daß diese schwachen, schlecht genährten Geschöpfe viel weniger zu leisten vermochten als die jetzigen viel kräftiger gebauten und erheblich besser gehaltenen Tiere. Die Reduktion in der Zucht ist unzweifelhaft der größeren Rentabilität der übrigen Viehgattungen beizumessen.

Im Jahre 1818 fanden sich im Regierungsbezirk

Münster auf 130 □ Meilen 46 542 Pferde, darunter 8 000 Fohlen,

Arnsberg „ 140 „ 37 194 „ „ 6 000 „

Minden „ 95 „ 39 158 „ „ 7 300 „

Es fielen mithin in der Provinz auf die Quadratmeile 340 Köpfe, 1867 dagegen 293 und im ganzen Staate 367 Köpfe.

Auf 100 Morgen landwirtschaftlich nutzbarer Fläche wurden am 7. Dezember 1867 in der Provinz 2,3 Pferde gehalten, davon wurden 1,4 vorzugsweise in der Landwirtschaft benutzt.

Im Jahre 1868 wurden der Körungs-Kommission in Westfalen an Hengsten vorgeführt im Regierungsbezirk

Münster 84, davon angeführt 36,

Arnsberg 33, „ „ 22,

Minden 3, „ „ 2.

Im Landgestüte zu Warendorf befanden sich 1826 an Beschälern 13, welche sich bis 1830 auf 50, 1833 auf 63, 1839 auf 70, 1841 auf 82 vermehrten; von da schwankt die Zahl zwischen 60 und 70, und 1882 betrug sie 100 Stück.

Von den am Schlusse des Jahres 1869 vorhandenen Beschälern gehörten zum leichten Reit- und Wagen- und zum starken Reit- und Wagen- schlage 22. Percherons und Suffolks waren 4 vorhanden. Unter diesen 70 Beschälern befand sich ein anglo-arabischer Vollbluthengst. Von den Hengsten waren 38 angekauft.

Es wurden von 1859 bis 1865 in der Provinz jährlich 5 696 Fohlen geboren.

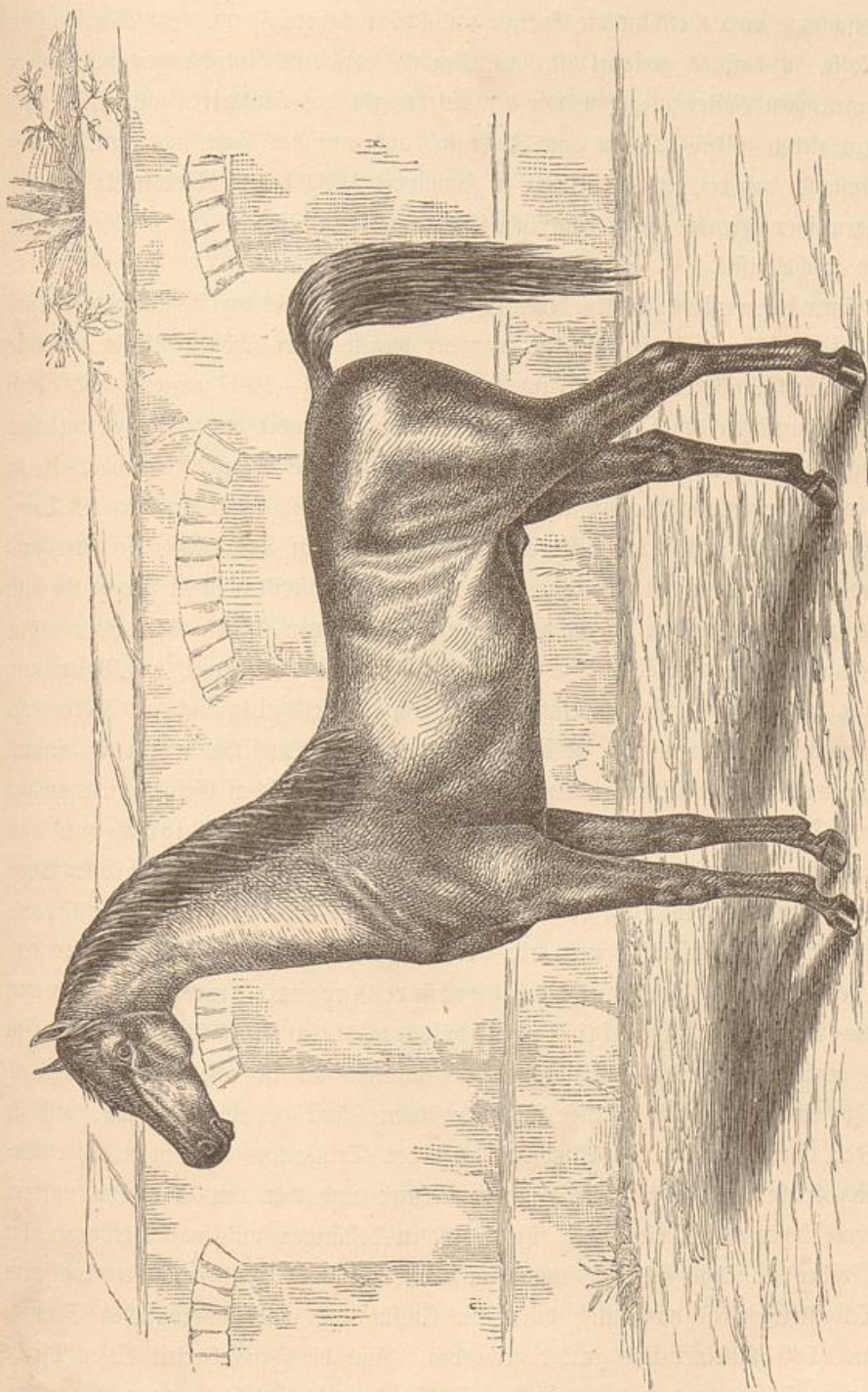
Die Abfohlungsliste für 1868/69 ergibt, daß die Zahl von 68 Hengsten gedeckt hat 1 973 Stuten, davon sind tragend geworden 1 191. Von diesen sind 927 lebende Fohlen geboren. Von jedem Hengste sind durchschnittlich gedeckt 29 Stuten, befruchtet 17,5, lebende Füllen erzeugt 13,6. Die Zahl der befruchteten Stuten beträgt nach Prozenten 60%. Auf den landwirtschaftlichen Ausstellungen des Jahres 1868 sind 393 Pferde vorgeführt und an Prämien in Geld 4 491 *M.*, 29 Medaillen und 4 andere Preise verteilt worden.

Die am 10. Januar 1873 stattgehabte Viehzählung hat in Deutschland einen Gesamtpferdestand ergeben von 3 352 231 St. neben nahezu 14% unter 3 J. Von den übrigen älteren Pferden kamen 70% auf landwirtschaftliche Zwecke, 10% auf gewerbliche und Verkehrszwecke, 3,2% auf Militärpferde, 0,4% auf Deckhengste und der Rest von nahezu 3% auf Reit- und Wagenpferde.

Berücksichtigen wir zum Schluß noch die anderweit vorkommenden hauptsächlichsten Rassen und Schläge, welche auf die Pferdezuucht in Westfalen von Einfluß gewesen sind, so haben wir zunächst das **Trakehner Pferd** zu erwähnen, nicht allein weil es auf preußischem Boden gezüchtet, sondern auch weil es als das prächtigste Pferd der Jetztzeit angesehen werden kann und muß. Der Trakehner besitzt die Schönheit des arabischen Pferdes und übertrifft an Größe das englische Vollblut; ja man hat durch rationelle Züchtung die Fehler, die den englischen und arabischen Pferden noch anhaften, zu beseitigen verstanden. Er ist nicht allein als Reitpferd, sondern auch im Wagen vorzüglich, nur muß dafür gesorgt werden, daß durch Einmischung von zuviel Vollblut der Schlag nicht zu leicht werde. Auch im westfälischen Landgestüte haben mehrere Trakehner Hengste viele Jahre sehr vorteilhaft gewirkt, wenn auch zur Zucht schwerer Reit- und Wagenpferde ein anderer Schlag Hengste erforderlich ist und verlangt wird. Und in dieser Richtung tritt das **hannoversche Pferd** ein, das bei der stark betriebenen Kreuzung mit Vollblut und intensiver Fütterung sich hinsichtlich der Energie dem Trakehner nähert, und als schweres Kutsch- und Reitpferd mit den **Mecklenburgern** in Deutschland den ersten Rang einnimmt. Bei dem immer größer werdenden Kaliber unserer Geschütze werden die schwereren hannoverschen und Mecklenburger Pferde immer weniger zu entbehren sein, ja man wird schließlich zu den noch schwereren **Oldenburger** Pferden hinübergreifen müssen, um den Bedarf an diesem Militärpferde zu decken.

Die Leistungen des Celler Gestüts in Bezug auf die erstrebte Halbblutzucht sind der höchsten Anerkennung wert. Das hannoversche Pferd hat die richtige

Pferd.



Turk mayn Atty (Fig. 33).

Blutmischung: vom Vollblut die Energie und schöne äußere Form, vom Marschpferd die Masse, so daß es geeignet ist, mit Eleganz vor dem Kutschwagen und unter dem vornehmen Reiter zu gehen, wie den Ackerwagen des Landwirts und Pflug und Egge zu ziehen. Und daß die gute Zucht sich auch auf das Land ausdehnt, beweist der Umstand, daß bei der Ausstellung zu Hannover 1881 der prachtvolle Kaiserpreis zu allgemeiner Freude einem bäuerlichen hannoverschen Züchter für 6 edle Stuten eigener Zucht zufiel.

Einer der wenigen Fürsten, denen es gelang, während des dreißigjährigen Krieges ihre Pferdezuucht aufrecht zu erhalten, war der wegen seiner schönen Pferde bekannte Graf Anton Günther von Oldenburg, welcher von 1603—1667 regierte und durch richtige Kreuzungen den Oldenburger Pferde Stamm gegründet hat. Die wesentlichen Eigenschaften des Schlages: Größe und Stärke, gute Vorhand, Brauchbarkeit zu landwirtschaftlichen Zwecken und frühe Ausbildung, verbunden mit einem guten Temperament machen noch heute diese Pferde vor allen zum Fährdienste geeignet und berühmt. Die Natur hatte in den fruchtbaren Marschdistrikten schon für große und angemessen fundamentierte Pferde gesorgt, und den Stuten solchen Schlages wurden vorzügliche Hengste aus Neapel, Spanien, der Türkei und Tartarei, aus Polen und England mit großen Kosten zugeführt. Dadurch daß frühzeitig auch die Pferdezuucht der Bauern gefördert wurde, ist dieselbe in der guten Qualität, worin sie einmal angelegt war, auch erhalten worden, nachdem die herrschaftlichen Gestüte eingegangen waren. Denn die Zucht in diesen Gestüten hängt oft lediglich von den Fähigkeiten und Ansichten einer einzelnen Persönlichkeit ab, die in Verfolgung eines verkehrten Zweckes viel Unheil anrichten kann, während die auf die Bedürfnisse und die bleibenden Zustände eines Landes gegründete Landes-Pferdezuucht weit größere Garantie bietet, zumal wenn die Regierung es an geeigneten Antriebsmitteln nicht fehlen läßt. Zu diesen gehören vor allem möglichst hohe Prämien. Es ist eine auch in England gemachte Erfahrung, daß geringe Prämien ihren Zweck verfehlen dadurch, daß sie entweder den Charakter des Almosens oder des Trinkgeldes annehmen, hohe Belohnungen aber zu hohen Anstrengungen reizen; und wer den Charakter unserer Landleute kennt, wird dies auch für Westfalen bestätigen müssen. Die gegen die 50er Jahre zu Tage getretene etwas zu große und zum Teil geramste Kopfform der Oldenburger ist namentlich durch die Einführung eines vorzüglichen Semmerhengstes (1851) kleiner und grader geworden. Auch die Fruchtbarkeit dieser Pferde ist sehr groß, indem von den gedeckten Stuten durchschnittlich $\frac{4}{5}$ tragend werden.

Bei der durch die leichte Ernährungsfähigkeit dieses Schlages bedingten frühen Ausbildung werden die Fohlen schon mit 2 Jahren zur Arbeit angehalten — ob ohne Schaden, wie es heißt, muß bezweifelt werden, weil der frühe Gebrauch stets nachteilig wirkt. Denn wenn auch bei reichlichem Futter die Ausbildung nicht gestört werden sollte, so leidet doch dadurch die Leichtigkeit in der Bewegung, und Steifheit hat immer eine früh eintretende Untauglichkeit selbst als Wagenpferd zur Folge.

Auch die dänischen Pferde, so weit sie nunmehr zu den deutschen zu rechnen sind, verdienen eine nähere Betrachtung, also die **jütländischen** und **holsteinischen Pferde**, sowie die sog. Wasserdänen aus den früheren Gestüten des Herzogs von Augustenburg auf Alsen. Zur Zeit der Ratlosigkeit, als bei dem durch den Eisenbahnbau hervorgerufenen Umschwung aller Verhältnisse die Leistungsfähigkeit der seither gezüchteten Pferde nicht mehr genügte, wurden in mehreren Kreisen der Provinz Westfalen von Vereinen zur Verbesserung der Pferderassen Hengste und Stuten aus Jütland eingeführt. Das jütländische Pferd hat hier wohl die Körpergröße unseres einheimischen Schlages vermehrt, die Rasse zu verbessern aber war es nicht imstande, da es selbst ein naturwüchsiges Produkt ist, welches die fetten Marschen am Meeresgestade hervorgebracht haben. Es ist mit allen Fehlern behaftet, welche die reinen Naturrassen an sich zu haben pflegen. Das sind vorzugsweise schwammige Muskulatur, steile Schultern und deshalb Kurzgängigkeit, langer Rücken und kurze runde Kruppe. Von einer Einwirkung orientalischen Blutes ist nichts zu sehen, als ein kleiner hübscher Kopf. Sie sind als Ackerpferde im langsamen Gange und die schwereren als Karrengäule zu gebrauchen. Die im Feldzuge gegen Dänemark erbeuteten Pferde mußten trotz ihres geringen Alters aus den Regimentern sofort wieder ausgerangiert werden, weil sie, wie die Kürassiere sagten, nicht marschieren konnten. Das nach englischem System gezüchtete holsteinische Pferd stand hier früher mit Recht in Ansehen und ist keineswegs zu verachten, steht aber mit dem hannoverschen, mecklenburgischen und Oldenburger Pferde ungefähr auf derselben Stufe und wird zwischen all diesen vorher beschriebenen Rassen bei der Zucht und im Gebrauche nicht strenge unterschieden.

Von den französischen Pferderassen sind hier die **Normanner**, die **Percherons** und die **Ardenner** Pferde zu erwähnen, die zur Züchtung bei uns benutzt werden. Die Normandie und die Perche sind von der Natur reich gesegnete Länder, und die Pferdezucht hat namentlich in den letzten 20 Jahren bedeutende Fortschritte gemacht. Da die Pferde zur Arbeit wie zur Zucht dienen, so finden sie sich auf den Höfen in verhältnismäßig großer Anzahl vor, so daß dort, wo beispielsweise 4 Pferde

zur Bestellung der zugehörigen Ackerfläche genügen würden, deren oft 10—12 gehalten werden. Man sieht aber auch die Pflüge bei gewöhnlicher Pflugfurche immer nur mit mindestens 3, meist mit 4 oft recht kolossalen Pferden bespannt, darunter jedoch auch tragende und säugende Mutterstuten und 2½- bis 3jährige Pferde, welche angelernt werden. Die großen schweren normannischen Lastpferde sind seit Jahrhunderten berühmt und jetzt liefert das Land auch durch Kreuzung mit englischem Halbblut- und Yorkshire-Schlag vortreffliche Wagen- und schwere Kavalleriepferde. Doch entspricht meist erst das zweite oder dritte Produkt der Kreuzung dem erstrebten Zwecke, während Hengste der ersten Kreuzung noch in Anwendung kommen, um mit normannischen Stuten Pferde zur Fortbewegung großer Lasten zu erzeugen, die schon mehr „Energie“, d. h. größere Ausdauer und lebhafteres Temperament besitzen als die reine Naturrasse.

Das **Percheronpferd** ist ursprünglich ebenfalls ein schweres Lastpferd mit fast denselben kolossalen Formen als das normannische; jetzt werden dort hauptsächlich Pferde gezüchtet für die Pariser Omnibus-Gesellschaften, welche mehr als 2000 Stück jährlich gebrauchen, und die bei entsprechender Kraft leichte Trabbewegungen haben. Zur Zucht werden meist Yorkshire-Hengste gebraucht. Die ursprüngliche Schimmelfarbe herrscht noch immer vor, doch finden sich auch schon andere Farben, besonders braune.

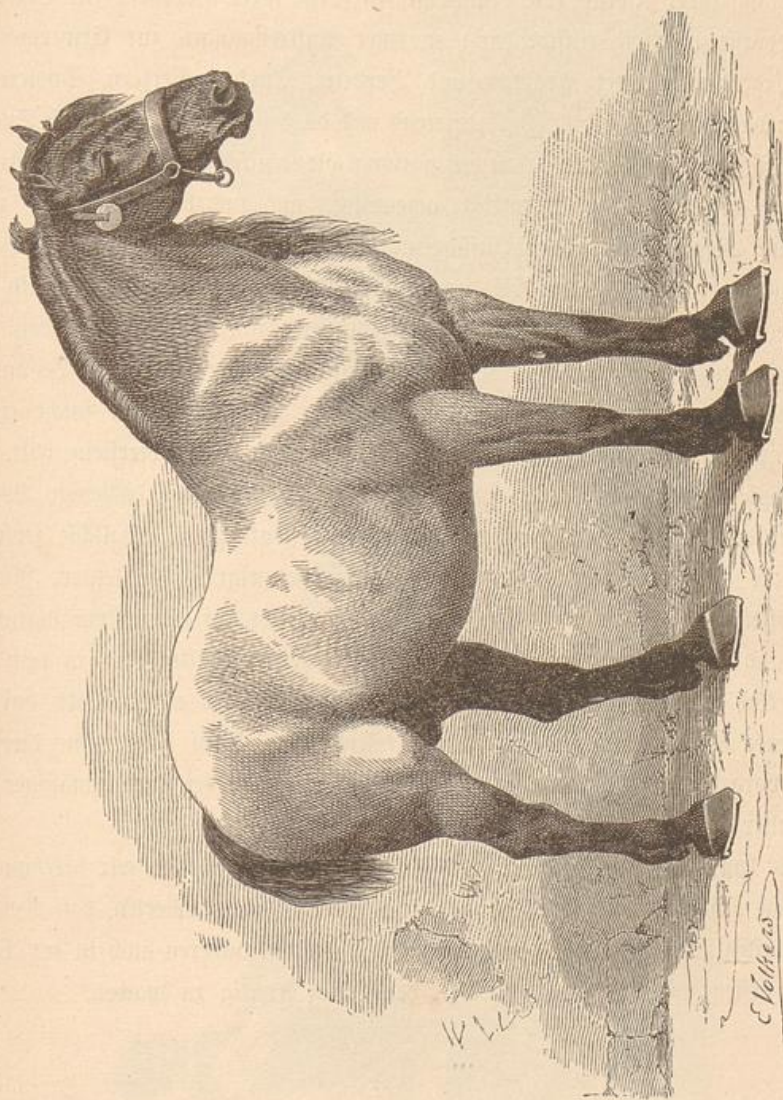
Die **Ardenner** Pferde sind mittlerer Größe (5 Fuß 2—4 Zoll), mit kurzem Hals und dicker Mähne; ihr kurzer Rücken und ihre Ausdauer in Ertragung von Strapazen werden rühmend hervorgehoben; auch sollen sie eine weniger abschüssige Kruppe und besseren Huf haben als andere belgische Pferde, zu denen die Ardenner ja zum Teil auch gehören.

Die anderen **belgischen** Pferde erreichen eine Höhe bis zu 5 F. 10 Z.; die bekanntesten unter ihnen sind die **Brabanter**, die Elefanten unter den Pferderassen. Die Zucht dieser schweren Zugpferde hat in den letzten 10 Jahren entschiedene Fortschritte gemacht; die ganz plumpen, quallenartig weichen Tiere mit kurzen dicken Halsen, verstecktem Widerrist, tiefem Rücken u. s. w. sind seltener geworden. Die Vorhand fängt an, sich mehr und mehr zu heben, die Rücken werden besser, die Kruppen länger und die Beine klarer und weniger eingewickelt.

Das **englische Vollblutpferd**, von orientalischer Abstammung mit einer Beimischung von englischem Blute, durch welches sie ihre größte Kraft erhielten, ist als Renner allen anderen Pferden überlegen und besiegt im Wettlauf auf große Entfernungen selbst den Araber, wovon die neuere Zeit glänzende Beispiele gesehen hat

Pferd.

Daß in England mit der Pferdezucht so äußerst günstige Resultate erreicht worden sind, hat verschiedene Gründe. Erstlich die Dauerhaftigkeit und Gleichmäßigkeit der politischen Zustände, welche eine Fortzuchtung ohne große Unterbrechung gestattete.



Belgisches Pferd (Fig. 34).

Es ist nicht zu verwundern, daß ein Volk, welches seit länger als 200 Jahren selbständig denken und handeln durfte; dessen Land durch einen Meeresgürtel gesichert nicht die Kalamität erlebte, daß seine Pferdezucht durch verheerende Kriege ruiniert, die besten Zuchstuten bei Mobilmachungen fortgenommen; dessen Gestüte nicht vom

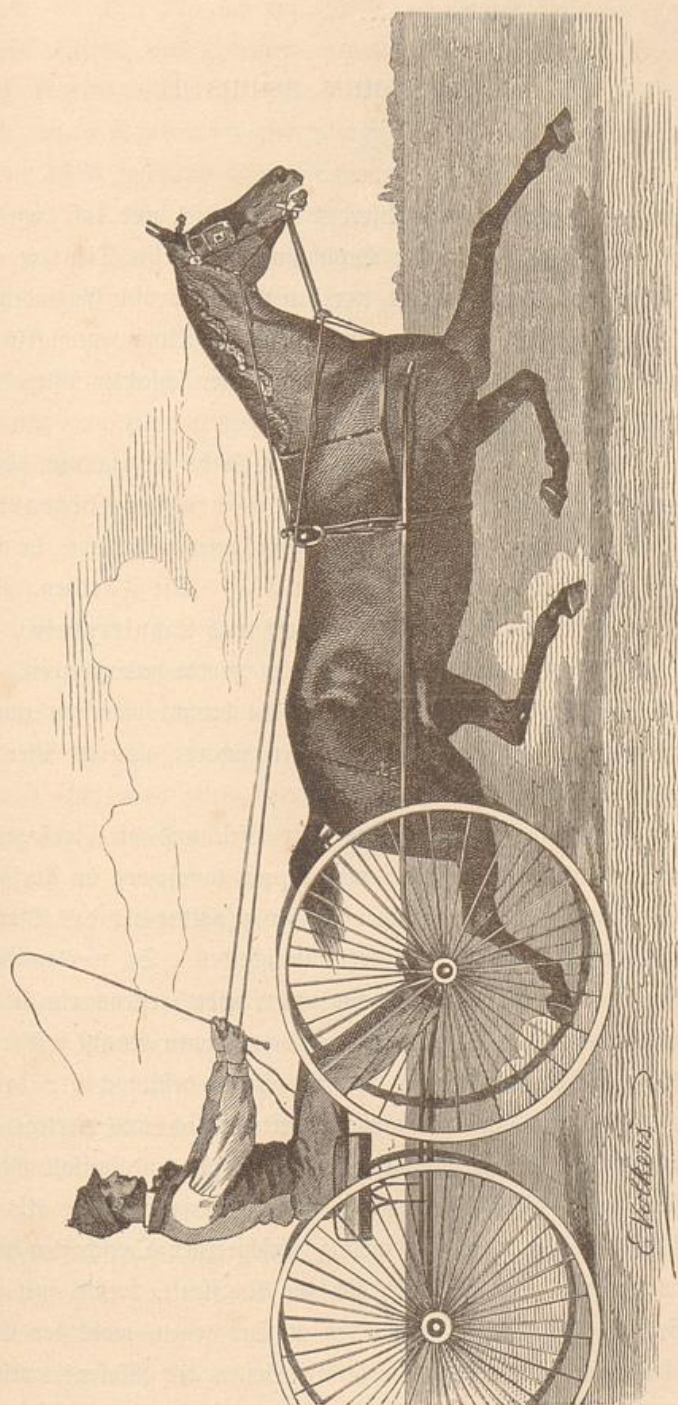
Feinde geraubt oder über die Grenze gejagt wurden — wie in allen übrigen Branchen der Landwirtschaft, so auch in der Pferdezucht Großes leistete, weil es die Früchte seines Fleißes genießen konnte. Hierzu kommt die Geduld und Zähigkeit der Engländer in Verfolgung ihrer Zwecke; die beständige Fürsorge ihrer Herrscher für Veredelung der Pferderasse und die Aufwendung enormer Anstrengungen zur Erwerbung der edelsten Erzeugnisse unter Arabern und Berbern, Türken, Persern, Syriern und Ägyptern; das Fernhalten des Theoretisierens und die konsequente Zucht nach Spezialitäten u. s. w. Die Engländer haben den national-ökonomischen Grundsatz der Arbeitsteilung auch auf die Tierzucht praktisch angewendet, und auch hierauf sind die großen Erfolge auf diesem Gebiete zurückzuführen.

Daß in einzelnen Fällen bei den großen Rennen der letzten Jahre ein französischer oder amerikanischer Kenner Sieger geblieben, kann seinen Grund wohl darin haben, daß eben das Siegen im Wettrennen nicht mehr für die höchste Leistung gehalten wird und diejenige Richtung die Oberhand gewinnt, welche solche einzelne kurzdauernde Leistung im Rennen nicht für den einzigen Provierstein hält. Die Züchter nach dieser Richtung hin benutzen für ihre Zwecke nur dasjenige Vollblut, das neben den Leistungen auf der Rennbahn auch sonst gute, möglichst fehlerfreie und beliebte Körperbeschaffenheit neben Körpergröße zeigt. Die letztere Richtung verdient offenbar Anerkennung. Denn die Stärke beruht auf einer Kombination der Nerven- und Muskelkraft mit den mechanischen Körperverhältnissen; in dem Falle einer wirklich großen Kraftäußerung, wo die Schwäche des einen Teils durch die überwiegende Kraft einer anderen Partie ersetzt wird, kann daher eine durch die Zucht hervorgebrachte Veränderung nachteiliger wirken, als bei normalmäßiger Ausbildung aller Teile.

Das **spanische**, das **arabische** und das **Berberpferd** wollen wir hier nur dem Namen nach anführen, und zum Schlusse dieses Kapitels noch bemerken, daß Amerika auf dem besten Wege zu sein scheint, wie in so manchem anderen auch in der Pferde- zucht den ersten Völkern der alten Welt den Rang streitig zu machen.



Pferd.



Amerikanischer Trotter (Fig. 35).

Der Esel, *Equus asinus* L.

Ein sehr naher Verwandter des Pferdes ist der Esel, und daß dieses bei uns als Bild des Spottes und der Verachtung hingestellte Tier die edle Verwandtschaft nicht ganz verleugnet, beweisen die in warmen Gegenden lebenden Glieder dieses Stammes. Denn nur unter wärmerem Klima entwickelt der Esel seine Vorzüge, während er in kälteren Ländern und unter schlechter Pflege träg und stumpfsinnig wird.

Die Ohren des Esels sind länger als der halbe Kopf; nur die Vorderfüße tragen eine hornige Warze; der Schwanz ist oben kurz behaart, unten lang quastig. Seine nicht angenehme Stimme lautet nicht, wie in fast allen Mitteilungen über den Esel steht, *y—a*, sondern *a—i*. Die Färbung ist heller oder dunkler grau mit schwarzem Rückenstreif und Schulterkreuz. Hiermit sind die Kennzeichen aufgeführt, welche den Esel vom Pferde unterscheiden. Bei uns wird er als Last- und Zugtier gebraucht, im Süden benutzt man ihn zum Reiten. Er geht namentlich auf gefährlichen Gebirgspfaden sicherer als das Pferd, sowohl bergan als bergab.

Wir kennen heutzutage vier Arten wilder Esel, und die Zoologen sind so ziemlich einer Ansicht, daß der gezähmte von *Equus taeniopus* in Abyssynien abstammt. Der Esel hat sich in viel weniger Rassen gespalten als das Pferd; jedoch kann man in südlicheren Gegenden mehrere unterscheiden. So werden in Syrien allein vier Rassen gehalten. W. C. Martin unterscheidet erstens ein leichtes und graziöses Tier mit angenehmer Gangart, welches von Damen benutzt wird; zweitens eine arabische Rasse, welche ausschließlich für den Sattel bestimmt ist; drittens ein starkes Tier, zum Pflügen und anderer harter Arbeit tauglich, und viertens die große Rasse von Damaskus mit dem eigentümlich langen Körper und auffallenden Ohren.

In Westfalen haben die Esel niemals große Bedeutung erlangt. Als die Wege vor Zeiten noch grundlos und die Verbindung verschiedener Ortschaften noch durch Knüppeldämme hergestellt war, bedienten sich die Kaufleute, welche mit leichterem Gepäc, etwa Seidenwaren u. dergl. von Ort zu Ort zogen, wohl der Esel; auch sah man hier sonst Esel mit Kiepen zu beiden Seiten des Rückens, welche Glaswaren aller Art ins Land trugen; auch die Müller besaßen in der Regel mehrere

Esel, welche die Kornsäcke aus der Stadt zur Mühle abholten. In neuerer Zeit werden Esel vielfach von Gärtnern gehalten, um auf kleinen Wagen Gemüse und Obst zum Markte zu fahren. Jedoch sind sie jetzt vielfach durch Ponys ersetzt.

Im ganzen Regierungsbezirk Münster waren nach der amtlichen Zählung vom 10. Januar 1883 nur 236 Esel vorhanden, gegen 414 im J. 1873, und so scheint denn die Zeit der Esel für diesen Bezirk zu Ende zu gehen. In den gebirgigen Distrikten sind sie häufiger: im Regierungsbezirk Minden 430 gegen 667 im J. 1873 und im Arnbergischen 1020 gegen 748, im ganzen also 1686 gegen 2829 Stück im J. 1873.

Schon in alten Zeiten hat man Pferd und Esel gepaart. Der Bastard aus der Kreuzung zwischen Eselhengst und Pferdestute heißt Maultier, *Mulus*; ist die Mutter eine Eselin: Maulesel, *Hinnus*.

Im allgemeinen sind diese Bastarde unfruchtbar; es sind jedoch manche Fälle nachgewiesen, wo sie wieder Junge erzeugt haben. Diese pflanzen sich aber nicht weiter fort.

Die Maultiere und Maulesel vereinigen in sich die Eigenschaften des Pferdes und des Esels. Hinsichtlich der Größe arten beide nach der Mutter; da aber das Maultier bei seiner größeren Körperkraft das Pferd zu ersetzen imstande ist, der Maulesel aber weniger, so wird ersteres fast ausschließlich angetroffen. Dasselbe erreicht auch ein hohes Alter, denn wenn das Durchschnittsalter des Pferdes zu 20 Jahren angenommen wird, so hält das Maultier 30 Jahre; es soll seine Jahre sogar bis auf 80 bringen können. Auch der Esel kann ein hohes Alter erreichen; man kennt nach Brehm Beispiele, daß Esel 40, 50, ja selbst 56 Jahre alt geworden sind.

Es liegt nun die Frage nahe, warum ein so nutzbares Tier vor dem Urtheile des besonnenen rechnenden Nordländers keine Gnade und Gerechtigkeit gefunden hat. Es sind jedoch mehrfach Versuche mit der Maultierzucht angestellt, bei den hiesigen Verhältnissen hat sie aber keinen Beifall gefunden. Es hat sich ergeben, daß die von Eselhengsten gedeckten Stuten sehr leicht verwerfen und zwar um so häufiger, je höhere geographische Breite die betreffende Lokalität hat; wie dies auch durch statistische Ermittlungen in Frankreich erwiesen sein soll. Es wird diesen Tieren, wie allen Eseln, Störrigkeit, Faulheit und geringe Anmut vorgeworfen. Auch ist man eben hier an das Pferd gewöhnt und dafür eingenommen. Daß diese Tiere aber im Süden und namentlich in Spanien so sehr zahlreich vorhanden sind, hat nicht nur in ihrem besseren Gedeihen, sondern auch in anderen allgemeinen Verhältnissen seinen

Grund. In südlichen Gegenden steht der Ackerbau gewöhnlich auf einer niedrigen Stufe, was auch in Spanien der Fall ist. Die atmosphärischen Niederschläge sind gering, wozu die Vernichtung der Wälder ohne Zweifel nicht wenig beigetragen hat, und deshalb ist die Erzeugung von wohlfeilen Futtergewächsen schwierig. Ein großer Teil des Landes ist auch zur Bestellung zu gebirgig und die Wegsamkeit ist eine geringe. Nun sind aber Esel und Maultier viel genügsamer als das Pferd; sie sind mit der halben Futterration zufrieden und gehen in den unebenen, an Abgründen vorbeiführenden Wegen sicher und unermüdet, ertragen Unregelmäßigkeiten in der Fütterung und sind hinsichtlich der Qualität der Futterstoffe nicht wählerisch. Sie ertragen Hunger und Durst fast wie das Kameel und bleiben von inneren Krankheiten weit mehr verschont als das Pferd.

Die Maultiere werden in Spanien und anderwärts so geschätzt, daß die Königin auf Reisen und auf dem Lande nie anders als mit Maultieren fuhr, wie denn auch die Equipage des Bai von Tunis selbst bei feierlichen Anlässen mit den dort als vornehm geltenden Maultieren bespannt ist.

Die bis zum Jahre 1788 in Birkenwalde und Neustadt bestandenen Maultiergestüte wurden bei Errichtung der preussischen Zuchtgestüte für Pferde aufgehoben. Später sind in den hannoverschen Staatsgestüten und in dem kurhessischen zu Boberbeck sogar spanische Eselhengste aufgestellt, die auch zur Deckung von Privatstuten verwandt worden sind. Die überzähligen Tiere eigener Zucht wurden verkauft. Der Erfolg ist derselbe gewesen wie in Preußen, nämlich die Aufhebung der Maultierzucht.

In neuester Zeit scheint man sich jedoch wieder im Osten, und zwar in Westpreußen für die Maultierzucht zu interessieren. Von dort ist in der Deutschen Landwirtschaftlichen Presse vom Jahre 1881 die Frage gestellt: „Von wo könnte man einen kräftigen jungen Eselhengst zur Zucht von Maultieren beziehen? In Amerika gelten spanische Eselhengste für die besten, der Bezug von dort würde aber doch zu kostspielig sein.“ Von Nathusius antwortet in demselben Blatt darauf: „Ich nehme an, daß es sich um Zug- und Arbeits-Maultiere handelt, alle anderen sind in unserem Klima zumal nur Spielerei. Dann kommt überhaupt nur die große spanische Rasse, dort 1,40—1,48 m hoch, in Betracht. An dem Preise der guten Eselhengste sind die meisten Versuche, starke Maultiere in kleinem Maßstabe zu ziehen, gescheitert. In Spanien hat man sich hauptsächlich in der Mancha und auf den Balearen, Gegenden, mit denen regelmäßige Handelsbeziehungen für Vieh nicht bestehen, mit Maultierzucht befaßt. Dortige Preise kenne ich nicht. Frankreich besitzt leichtere spanische Esel im Süden, besonders in der Gascogne. Der Hauptsitz

Esel.

der Maultierzucht, das Poitou, züchtet die besten Eselhengste dafür, und zwar im Bezirk Melle, Depart. Deux-Sèvres. Dieselben sind erheblich größer als die vorstehenden Maße und hatten schon 1865 Preise von 3000 bis 6000 Francs, welche nach englischen Mittheilungen jetzt noch gestiegen sind. Ich glaube mich zu entsinnen, daß in Herrnhäusen (bei Hannover) schon in den 50er Jahren die Maultierzucht für die Hofhaltung wegen der Schwierigkeit, Esel zu bekommen, aufgegeben wurde."

Die meisten Esel und die Bastarde finden sich, soweit die Statistik reicht, in Spanien, und zwar betrug der Bestand nach der Zählung von 1859 der Maultiere

und Maulesel	665 472 Stück,
der Esel	750 000 "
An Pferden sind nur verzeichnet	382 000 "
In Frankreich zählte man 1860 Maultiere	201 584 "
Esel	195 484 "
Die Deutsche Heereszeitung giebt 1881 für Frankreich Maulesel an	299 100 "
In Deutschland wurden 1873 nur vorgefunden Maultiere und	
Maulesel	1 626 "
Esel	11 869 "

Erstere existieren in größerer Anzahl nur in Lothringen, sowie in der Gegend von Wiesbaden und Hildesheim; letztere vorzugsweise in den Regierungsbezirken Arnberg, Minden, Düsseldorf und Posen.



Der Haushund, Canis familiaris L.

Wenn das Pferd als ein treuer Gefährte des Menschen bezeichnet wird, so verdient der Hund als der getreueste Freund und gemüthlichste Hausgenosse desselben gerühmt zu werden. Wer je einen Hund großgezogen und verloren hat, der weiß, wie nahe, unglaublich nahe ein solcher Verlust geht, und wenn gar der vierbeinige Freund dem Herrn in Gefahr hülfreich beigestanden oder vor seinen Augen ein Kind des Hauses aus Wassersfluten gerettet hat — wer will es dem Manne verdenken, wenn er um den Verlust seines Hundes die bittersten Thränen weint?

Wie trefflich schildert der plattdeutsche Dichter Bornemann die Treue seines ihm gestohlenen Dachshundes, wenn er sagt:

He stund mi in Gefohren by,
Was my in Glück un Unglück trü —
Wenn id dat dent un ün mi seh,
Wat deit my dann min Herz so weh!

Gedroß kunn id mit Good un Geld
De Kinner schicken öwer Feld:
Denn Bergmann leep up Tritt un Schritt
To Schutz un sichern Bystand mit.

Bald was he hinnen, bald vöran,
Un was Gefohr, he stunn as Mann;
Zhr harr he sich das Leben nahm
As kinnerlos torügg to kam.

Spraek id, syn Herr: „Bergmann, kumm her,
Hier leg dy vor de Stubendöhr,
Und bet id wärer by dy hin,
Letzt du nicht Fründ noch Fiend herin —“

Dann kunn id driesweg vorwärts gahn,
He bleef up synen Posten stahn;
Nich Speck nich Stoc, nich Hunger'snot
Verdreef em von myn Haaw un Good: —

Der Naturforſcher Richer thut den Ausſpruch: „Das Naturell des Hundes iſt ſoviel wert als das unſere“; Jæſ meint: „der Hund iſt das einzige Tier, welches ſo zu ſagen ein Herz hat“; und Brehm nennt den Hund „den edlen treuen Hauſfreund, das menſchenähnlichſte aller Tiere, ſoweit es das geiſtige Weſen betrifft“. Und in der That, wenn ein Weſen dem Menſchen in freiwilliger oder unfreiwilliger Einſamkeit den Menſchen erſetzen kann, dann iſt es der Hund; und wer auch nur gewohnt iſt, in Begleitung des Hundes ſeine Spaziergänge zu machen, der wird dieſe Gänge für lange Zeit unterlaſſen, wenn der Hund ihm nun fehlt. Auch in der außerordentlich großen Verſchiedenheit der Charaktereigenthümlichkeiten, die der Hund allerdings wieder dem nahen Umgange mit den Menſchen zu verdanken hat, zeigt die Biegsamkeit ſeiner Natur und die Höhe, auf welcher er im Vergleich mit anderen Tieren ſteht. Denn es giebt kaum eine Eigenschaft des Geiſtes und Gemütes beim Menſchen, die wir nicht auch bei Hunden finden. Kluge und dumme, leichtlernende und ſchwerfällige, phlegmatiſche und choleriſche, gutmütige und tückiſche, Hunde von noblem Charakter, die ſich meiſt auch in ſchlechten Zeiten ſtolz und würdig benehmen, und Schwanzhänger, die in allen Kehrriethäuſen ſtöbern und ſelbſt geſättigt nicht an Selbſtvertrauen gewinnen; es giebt Allerweltsfreunde, die jedem Lockruſe folgen; es giebt Hunde, die ſich nur gegen Bettler, Abdecker und beſtimmte Perſonen gehäſſig, und wieder andere, die ſich gegen alle Welt, ihren Herrn ausgenommen, kühl abweiſend verhalten. Seinem Vermögen traut man ſogar das Vorherſehen kommender Ereigniſſe zu, denn in Schleſwig heißt es von den nächtlich heulenden Tieren: die Hell (Göttin der Unterwelt) iſt bei den Hunden, d. h. ſie wittern die nahende Peſtilenz, wie denn auch in altkirchlichen Abbildungen dem h. Rochus, dem Schutzpatron gegen die Peſt, ein Hündlein beigegeben wird. Und wenn er die Schnauze zur Erde kehrend heult, dann wittert der Hund, daß einem in der Nachbarschaft ſein letztes Stündchen bald ſchlagen wird. So hat man in verkehrter Konſequenz dem Hunde eine Seele zugeſchrieben und zu den Anſichten über die Fortdauer auch der Tierſeele nach dem Tode hat die Anhänglichkeit des Menſchen an dieſen ſeinen treueſten Anhänger ſicher den regſten Anstoß gegeben.

Der Hund fühlt ſich nur wohl in der Geſellſchaft der Menſchen und nur bei dieſen entwickelt er ſeine edlen Eigenſchaften: der verwilderte oder vernachläſſigte Hund wird zum widerlichen Köter. Wie er behandelt wird, ſo benimmt er ſich: dem Freund iſt er Freund, dem Feindſeligen aber Feind. Er läßt ſich abrichten zum mannigfachſten Gebrauche: zur Jagd auf jede Art von Wild oder Getier, ſei es ein Haſe, den er kunſtgerecht ſtellt, eine Hühnerkette, die er dem Jäger markiert,

oder ein Wildeber, den die Bracke quer über den Rücken wegsetzend am Ohre faßt. Der Hund wird gelehrt, die Herden der dummdreisten Kinder und der kopflosen Schafe zu begleiten und zu schützen; er lernt Kunststücke aller Art und zieht die Milchkarre der Bauernfrau mit dem gleichen Selbstbewußtsein, mit dem er sonst den Bratspieß oder die Tretmühle in Bewegung setzte. Er giebt sich zum willigen Spielball der Kinder seines Herrn hin, aber das Klopfen eines frechen Bettlers reizt ihn zum Angriff; er leckt die Hand, die ihm die verdiente Strafe erteilt und bohrt im gleichen Moment die treue Brust in die Waffe, die seines Gebieters Leben bedroht. Nach Jahren noch erkennt er seinen einstigen Herrn wieder, aber auch den, der ihn irgend einmal mißhandelt hat.

So gut wie der Hund den Herrn an Ton und Haltung, an Geberde und Wort versteht, so leicht vermag auch er sein Fühlen und sein Denken, sein Wollen und sein Wissen mit Auge und Ohr, mit Mund, Leib und Schweif auszudrücken. Man kann am Laute der Stimme, an der Art des Bellens erkennen, ob ein Hund mit einem anderen oder mit einem Feind aus dem menschlichen Geschlechte zankt und schilt; ob er sich freut, mit dem Herrn ausgehen zu können, oder ob er, vor der verschlossenen Thüre stehend, um Einlaß ruft. Wie ganz anders tritt er dem überlegenen Gegner, wie anders einem schwächeren entgegen u. s. w.

Die Menschenliebe ist im Hunde instinktiv geworden, denn wo ein Mensch auf einiger Stufe der Zivilisation steht, da ist auch der Hund gefunden worden — überall unentbehrlich und unschätzbar, wenn auch oft grob behandelt und roh mißhandelt.

Da die ohne Aufsicht umherlaufenden Hunde immerhin der Jagd nicht unbedeutenden Schaden zufügen können, so erließ man — auch für unsern Bezirk — von jeher scharfe Verordnungen gegen dieselben. Es lag gewiß in dem Geiste der damaligen Zeit, wenn man hierbei selbst zu grausamen Maßregeln griff. Dazu gehörte die Lähmung der Hunde. Man schnitt denselben einfach einen Vorderfuß ab; nach solcher Prozedur mußte dem Hunde selbstverständlich die Jagdlust vergehen, da mit drei Beinen eine anhaltende Verfolgung des Wildes nicht mehr möglich war. Auch die „Beknüppelung der Hunde“ wurde schon damals strenge angeordnet, und geben wir hier eine Probe derartiger Verfügungen.

„Die Hunde der Landbewohner sollen entweder eines Gliedes am Vorderfuße beraubt oder mit einem $\frac{5}{4}$ Ellen (d. i. 72,5 cm, also beinahe die Länge eines gewöhnlichen Spazierstockes erreichenden) langen Knüppel bei Strafe von 3 Goldgulden (d. i. 9,63 *M*) für jeden Unterlassungsfall behangen werden. Bonn, 12. Juni 1685. Max Heinrich, Erzbischof und Churfürst zu Cöln, Bischof zu Münster &c.“

Derartige Verordnungen wiederholten sich häufig bis zum Jahre 1792; z. B. wurde weiter verfügt Ahaus, 28. Oktober 1721 von Clemens August, Bischof zu Münster und Paderborn, „daß das frühere Verbot der Haltung von Spionen u. a. dem Wild nachtheiliger Hunde in der Nähe der Gehege, sodann auch das Gebot der Verstümmelung am Vorderfuße, oder der Beknüttelung und Festlegung der Hunde der Bauern und Hausleute, erfüllt und streng gehandhabt werden, und daß jeder desfallige ferner betretene Kontravenient in 3 Goldgulden Strafe verfallen soll.“

In der darauf folgenden Verfügung wird die Strafe nicht unwesentlich erhöht:

„Daß die binnen der Wildbahnen, oder in halbstündiger Entfernung von denselben wohnenden, zur Jagd nicht berechtigten Unterthanen ihre nicht gelähmten Hunde während des Zeitraums vom 1. März bis 1. Oktober unausgesetzt festlegen, die übrige Zeit des Jahres aber nur mit einem Knüttel behangen umherlaufen lassen sollen, bei Strafe von 10 Rthlr. und 1 Rthlr. Denunziationsgebühr und Tötung der Hunde. Brühl, 18. Juni 1731. Clemens August, Erzbischof zu Köln, Bischof zu Münster &c.“

Das über die Lähmung und Beknüttelung der Hunde erlassene Edikt wurde von Maximilian Friedrich, Erzbischof zu Köln, Bischof zu Münster, am 11. Februar 1766 erneuert, ebenso Münster den 22. April 1772. Durch eine Verfügung Bonn 8. Februar 1779 änderte man letztere dahin ab, „daß das freie Umherlaufen ungelähmter und nicht beknüttelter Hunde auf dem Lande innerhalb des Hauses oder der Hofes- und Gartenzäune gar nicht straffällig sein soll“. Dieses Privilegium dürfte wohl kaum als eine besondere Vergünstigung anzusehen sein, und doch wurde es am 7. August 1786 wieder dahin modifiziert, „daß kein im Hochstift Münster wohnender Bauer seinen Hund ohne Bengel auf seiner Hofesaat zwischen den Zäunen zu keiner Zeit des Jahres bei 4 Rthlr. Geldbuße und bei Strafe des Totschießens des Hundes herumlaufen lassen darf“. Eine Verfügung von Maximilian Franz, Bonn 10. Februar 1792 befiehlt, „es soll kein Bauer weder auf seinem Hofplatze, noch außer demselben seine Hunde ohne Bengel oder ungelähmt laufen lassen“.

In den Verfügungen vom Beginn unseres Jahrhunderts geschieht der gelähmten Hunde keine Erwähnung und scheint diese barbarische Sitte wohl auch nicht mehr im Gebrauche gewesen zu sein. Die Knüppel sind auch kürzer als die früher vorgeschriebenen $\frac{5}{4}$ Ellen, indem es heißt: „daß der Eigenthümer eines vom 1. Juni bis 1. September jeden Jahres auf dem Lande frei umherlaufenden Hundes mit 2 Rthlr. Strafe belegt, und jener eines außer dieses Zeitraums ohne

2 Fuß langen und 6 Zoll in der Rundung dicken Knüppel (also 62,8 cm Länge und 15,6 cm Umfang) betroffen werdenden gemeinen Hundes mit Tötung desselben und Erlegung eines Reichsthalers Schußgeldes bestraft werden soll. Münster, 28. Januar 1806. Kgl. preuß. Kriegs- und Domänen-Kammer.“

Eine ungemein hohe Strafe stand auf Verletzungen durch bissige Hunde: „Um zu verhindern, daß Menschen von Hunden angefallen werden, soll in Münster

a) Niemand bössartige Hunde frei herumlaufen lassen; wenn ein solcher Hund einen Schaden verursacht, so soll ihn der Eigenthümer ersetzen und 25 Rthlr. Strafe entrichten.

b) Die Metzger sollen bei 5 Rthlr. Strafe ihre Hunde mit einem, dem Stadtrichter anzuzeigenden, beständigen Zeichen bezeichnen und dieselben nur beim Eintreiben des Viehes frei laufen lassen. Münster 4. November 1802. Kgl. Preuß. münsterscher Interims-Geheimer Rath.“

Für die Herrschaften Ahaus-Bocholt und Werth finden wir zur Steuerung der nächtlichen Ruhestörung nachstehende Verordnung:

„6. Da auch die nächtliche Ruhe öfters durch das Bellen und Zusammentreffen der Hunde auf den Gassen gestört wird, so soll, bei 1 Rthlr. Strafe, Niemand seinen Hund nach 10 Uhr auf der Gasse zurück und laufen lassen. Die Nachtwächter, welche solchermaßen Hunde auf den Gassen antreffen, sollen dieselben totschlagen oder wenn sie dazu nicht kommen können, den Hund und dessen Eigenthümer zu erkennen sich bemühen, um darüber andern Tages gehörigen Orts die Anzeige zu thun. Bocholt 20. Nov. 1806. Fürstlich-Salmisch-gemeinschaftliche Regierung.“

Daß man gegen tollwütige Hunde seit Alters her strenge Maßregeln ergriff, lag in der Gefährlichkeit derartiger Tiere begründet. Wir besitzen darüber eine schriftliche Urkunde seitens der Landesregierung erst vom 3. März 1788. Interessanter ist die Verordnung der Fürstlich-Salmischen-gemeinschaftlichen Regierung, datiert Bocholt 5. Mai 1809: „Bei der durch Erfahrung erprobten Thatsache, daß die Hunde durch das übliche Schneiden der Nase-Ader oder des Tollwurmtes nicht gegen die Wasserscheue oder Tollwuth geschützt werden, wird die Bewirkung dieser unnützen und auch schädlichen Operation für die Zukunft, bei willkürlicher Strafe, verboten; und werden sämtliche Unterthanen vor dem Sicherheitswahne gewarnt, daß die Hunde, an welchen solches Schneiden bereits operirt worden ist, nicht mehr wüthend oder schädlich werden könnten.“

Die jetzt zu Recht bestehenden Verordnungen bezüglich der Maulkörbe für die städtischen, sowie des Tragens eines Knüppels seitens der ländlichen Hunde

erscheint im Hinblick auf die alten Vorschriften doch äußerst human, so daß sich weder Hunde noch deren Besitzer darüber beklagen können. Aber daß auch diese, der Größe der einzelnen Hunde angemessenen Knüppel nur widerwillig getragen werden, beweist folgender verbürgte Vorfall. Herr Gildemeister in Oelde besitzt einen Hund, dem es eines Tages gelang, den verhassten Knüppel loszuarbeiten; er faßte diesen auf, trug ihn eiligst nach dem nächsten Felde und verscharrte ihn tief in den Boden.

Die Polizeiverordnung für Münster vom 18. Februar 1882 schreibt im allgemeinen vor, daß der Knüttel am Halsbande zwischen den Vorderbeinen herabhängend auf der Erde nachschleppen und dadurch die freie Bewegung des Hundes hindern muß. Genauer wird die Länge noch dahin präzisiert, daß sie die Höhe des Wiederristes erreiche; seine Dicke soll mindestens dem 10. Teile seiner Länge gleichkommen. Aber auch diese verhältnismäßig sehr milde Anordnung wird nur von Jägern und Jagdsfreunden mit Freuden begrüßt, und in einzelnen Bezirken sind auch derartige Anordnungen bald wieder aufgehoben worden.

Bedenkt man, daß auf dem Lande der isoliert Wohnende und wäre es der geringste Tagelöhner, zu seiner Sicherheit sowohl wie zu sonstigem Gebrauche einen Hund gar nicht entbehren kann, so erscheint jede Maßregel, welche das Halten und Erhalten dieser Hunde erschwert, als außerordentlich hart. Wenn aber andererseits bei der natürlichen Liebhaberei an diesen Tieren trotz der wachsenden Steuern für dieselben, trotz des Maulkorb- und Knüttelzwanges die Zahl der Luxushunde fast überall zunimmt und dadurch die Gefahren für die menschliche Gesellschaft und deren Belästigung durch die Hunde sich immer mehr steigern, so werden alle die, welche nicht selbst Hundebesitzer sind, mit den derzeitigen Mitteln zur möglichsten Beschränkung des Haltens von Luxus- und anderen Hunden wohl einverstanden sein.

Wenn man früher dem Abscheu erregenden Anblicke häufig begegnete, daß Zughunde nicht allein den schwerbeladenen Wagen, sondern auch noch ihren Peiniger dazu auf demselben ziehen mußten, so hat die Polizei auch in Bezug hierauf tierschützende Bestimmungen erlassen. Die Hunde müssen zuerst der sachverständigen Behörde vorgeführt werden, welche über deren Zugfähigkeit entscheidet. „Zum Transport von Personen, namentlich auch des Führers darf das mit Hunden bespannte Fuhrwerk nicht benutzt werden.“ Eine Strafe bis zu 30 M ahndet die Übertretung vorstehender Verordnung.

Die Abstammung des Hundes ist in geheimnisvolles Dunkel gehüllt; alle darüber aufgestellten Vermutungen entbehren durchschlagender Beweise. Der Urhund ist bis jetzt nicht gefunden, wohl aber finden wir in den allerältesten Urkunden die

Beweise seines Daseins und seiner regelmäßigen Zähmung. Von den Naturforschern werden Wolf, Schakal, Fuchs, Kaberau, Dingo und andere Arten und Verwandte als Stammväter unseres Hundes gehalten; unter diesen hat der Wolf die meiste Ähnlichkeit mit dem Hunde. Wie weit diese geht, wollen unsere Leser aus der oben (Seite 42) gegebenen Schilderung des Wolfes selbst ersehen. Nicht minder nahe ist die Verwandtschaft mit dem Schakal: ist doch die Heimat dieses Tieres auch die der alten, Hunde gebrauchenden Kulturvölker; die verwilderten Hunde in Konstantinopel, in Ägypten zc. werden ebenfalls als schakalähnlich beschrieben und der Vermischung mit Schakalen bezüchtigt. Jedenfalls stammen unsere Hunde nicht von einer einzigen Urform ab, sondern von den bei verschiedenen Völkern gezähmten wolfsartigen Tieren.

Repräsentanten aus dem Hundegeschlecht sind in fast allen Erdteilen gefunden worden mit Ausnahme der westindischen Inseln, Madagaskar, der östlichen Inseln des Malaiischen Archipels, Neu-Seeland, Polynesien und wahrscheinlich auch der Rieseninsel Australien, indem es keinesfalls sicher ist, daß der Dingo nicht durch den Menschen eingeführt worden.

In Amerika fanden die Spanier bei der Entdeckung dieses Erdteils den Hund schon als Haustier vor; verwilderte Hunde sind im Süden Europas, in Griechenland und der Türkei, sowie in Kleinasien zc. häufig um Städte und Ortschaften zu finden, wo sie um Nas und Abfälle allerlei Art sich unaufhörlich zankend ein jämmerliches Dasein führen. In Ägypten sind vorzugsweise die Berge ihr Aufenthaltsort, wo sie sich Löcher in die Erde fragen, in welchen sie den Tag zubringen, um beim Einbrechen der Dunkelheit auf Fraß auszugehen. Die Muhamedaner schonen diese, unseren Schäferhunden ähnelnden Tiere und töten sie nicht. Von manchen wilden Völkern wird Hundefleisch gegessen und sogar für eine Delikatesse gehalten.

Der Hund trinkt mit der Zunge schlappend; er schwitzt auch über die Zunge, die er, erhitzt und ermüdet, nach oben gekrümmt weit aus dem Halse hervorstreckt. Er genießt fast alles, was dem Menschen schmeckt, selbst zum Liebhaber von Bier kann er herangebildet werden. Was er nicht verzehren kann, wird verscharrt. Gegen Musik und besonders gegen flötenartige Instrumente sind viele Hunde, gerade wie der Wolf, äußerst empfindlich und heulen dabei auf die herzbrechendste Art; und doch wieder kann man beobachten, daß solche Hunde vor der Musik nicht flüchten, vielmehr folgen einzelne dem Italiener mit seiner Orgel von Haus zu Haus, als wenn sie dazu gehörten und belustigen durch ihr unmelodisches Akkompagnement die liebe Straßenjugend nicht wenig.

Der Hund verläßt sich mehr auf Nase und Ohren, als auf sein Gesicht, und wenn der Nerven zerstört ist, erkennt er die gewohnte Nahrung, ja selbst seinen Herrn nicht mehr. Der Begattungstrieb fällt meist in den Februar und August und dauert 9 bis 14 Tage, und wirft die Hündin nach 9 Wochen 4 bis 8 und auch wohl mehr Junge, welche 10 bis 14 Tage blind sind. Mit dem zwölften Jahre hört die Brauchbarkeit der Hunde auf, wenn auch manche ein Alter von 20 Jahren erreichen mögen.

Der männliche Hund zeigt gar kein Interesse für seine Jungen, die während der Zeit ihrer Hülflosigkeit gänzlich der Sorge der Mutter überwiesen sind. Die Liebe der Hündin für ihren ersten Wurf ist rührend und zugleich interessant, zumal wo sie in Kollision kommt mit der Liebe zu dem Herrn und der Furcht vor demselben. Mit dem Heranwachsen und Selbständigwerden der Jungen nimmt ihre Sorgfalt aber ab: sie beginnt mit ihnen zu zanken um Knochen und andere Bissen und nimmt bald nicht mehr Notiz von ihnen, als wenn sie die gemeinsten Gassenhunde wären.

Die Hunde leiden an einer gefährlichen Krankheit, der Tollwut, die durch den Biß auf andere Hunde und andere Tiere, selbst auf den Menschen übertragen wird, deren allzuwiele noch an dieser schrecklichsten aller Krankheiten dahinsterven; und so unsicher die Ursache des Entstehens derselben, so unzuverlässig sind die Mittel zur Heilung gebissener oder gar von der entsetzlichen Wasserscheu befallener Menschen. Es ist noch ein Glück, daß die Tollwut von einem Menschen auf den anderen nicht übertragen werden kann. Man braucht deshalb tollwütige Menschen nicht zu fürchten, und soll ihnen bis zu ihrem bald eintretenden sicheren Tode liebevolle Behandlung angedeihen lassen. Eine große Zahl junger Hunde geht an der sogenannten Hundekrankheit oder Staupe zu Grunde, welche in einer Entzündung der Schleimhäute bestehen und von Erkältung herrühren soll. Die Mäule ist als Folge der Hundekrägmilbe, *Dermatocoptes canis*, anzusehen und zu behandeln (vgl. S. 118).

Der Hund kann für den Menschen aber auch noch anderweitig gefährlich werden, nämlich durch den Hüllenswurm, *Taenia echinococcus*, einen äußerst kleinen Bandwurm, nur 4 mm lang und höchstens mit vier Gliedern, welcher in dem Darm des Hundes zahlreich lebt. Wird ein solcher Bandwurm oder auch nur ein kleiner Teil desselben vom Menschen verschluckt, so entwickeln sich die Eier des Wurmes zu Finnen, welche nicht selten Reggelballgröße und ein Gewicht von 15 kg erreichen. Liegen diese Finnen in den Knochen, so zerbrechen diese leicht; haben sie im Gehirn ihren Wohnsitz, so ist der Tod des Menschen meist eine unausbleibliche Folge. In Augen, Lungen, Nieren, Leber und Herz sind sie ebenfalls keine willkommenen Gäste.

In Island, wo der Mensch mit dem Hunde gefellig dieselbe Hütte bewohnt, leiden fast alle Bewohner an dieser Hülfsenwurmkrankheit und der größte Prozentsatz stirbt auch an derselben. Es ist daher nicht ohne Gefahr, wenn sich Kinder von Hunden belecken lassen; eben so nachteilig kann die hier zu Lande häufige Unsitte werden, den Hunden Teller und Schüsseln nach der Mahlzeit zum Ablecken vorzusetzen.

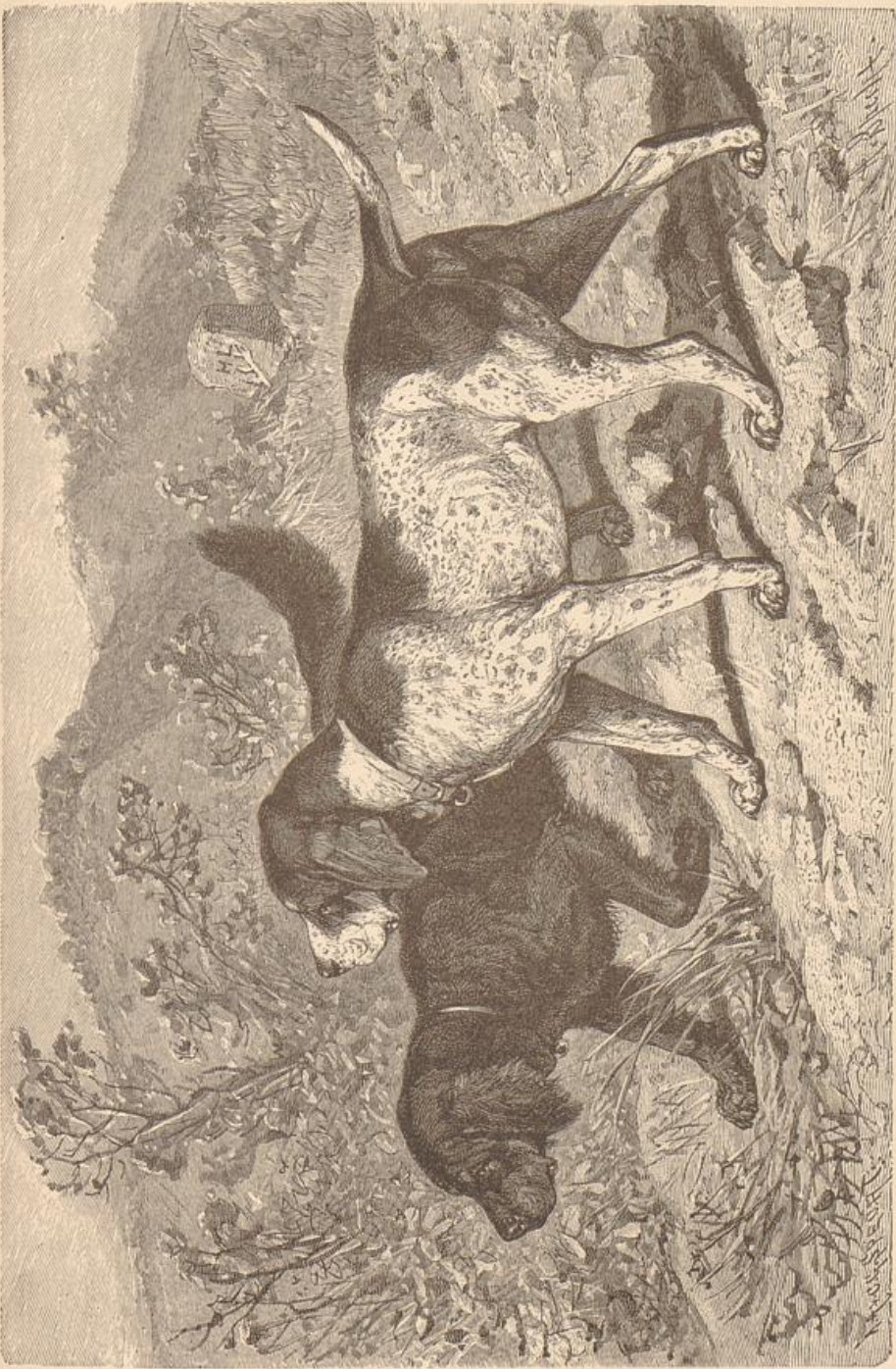
Über einen zweiten Bandwurm des Hundes, welcher besonders den Schafen verderblich auftritt, haben wir früher schon (Seite 117) eingehend berichtet.

Es kommt nicht gerade selten vor, daß Hündinnen, ohne Junge geworfen zu haben, in ihren Milchdrüsen reichlich Milch absondern. Ein derartiger Milchbrang veranlaßte eine zehnjährige Hühnerhündin in einem Orte des Münsterlandes, aus dem Neste einer Kaze ein junges Käzchen fortzuholen und in einem besonderen Verstecke zu säugen. Das Käzchen gedieh bei der Hündin zusehends und wurde groß. Man machte nun die sonderbare Beobachtung, daß diese von einem Hunde aufgezogene Kaze von keinem Hunde verfolgt und angefeindet wurde. Auch diejenigen Hunde, welche sonst beim Anblick einer Kaze wie toll sich geberden und bissig auf dieselbe losstürzen, gehen an dieser Kaze ruhig vorüber.

Worin mag der Grund des eigentümlichen Benehmens der Hunde gegen diese Kaze zu suchen sein? Tiere, welche von Menschen aufgezogen werden, z. B. junge Hasen, Feldhühner u. s. w. und die mit ihm in engste Verbindung kommen, werden in der Regel von Jagdhunden nicht verfolgt. Sollte diese von einer Hündin aufgefäugte Kaze dadurch etwas, was sonst zur Feindschaft zwischen Hund und Kaze Veranlassung giebt, verloren oder aber etwas angenommen haben, was sie dem Hunde näher bringt oder doch gleichgültig macht, so daß die Kaze vor deren Angriffen geschützt ist?

Es ist auch schon beobachtet worden, daß junge Häschen von Hündinnen gefäugt und großgezogen worden sind.

Die Hunde-Rassen sind geradezu zahllos, so daß es hier schon zu weit führen würde, alle in Westfalen vorkommenden Rassen zu behandeln. Als alte einheimische Rassen besitzen wir in unserer Provinz vor allen den rauhhaarigen und den glatthaarigen **Hühnerhund** (Fig. 36), und dürften diese Tiere für die hiesige Gegend wohl sobald nicht von einer anderen Rasse verdrängt werden. Wenn auch vielleicht die englischen Jagdhunde eine feinere Nase haben, so sind sie in unserem Terrain weniger zu gebrauchen, weil sie die Wallhecken (vgl. S. 7) nicht gern abjuchen. Für den Menschen ist es meist unmöglich, dieses struppige Holzdicke zu durchbrechen, unsere westfälischen Jagdhunde verstehen dies aber meisterlich. Sie nehmen jedes Hindernis; den ganzen Tag über sind sie imstande, dieses schwierige Terrain abzustöbern, ohne



Hühnerhunde (Fig. 36).

weder an Ohren noch an Beinen und Schwanz sich Verletzungen zuzuziehen. Durch Kreuzung ist es auch schon längst gelungen, die Nase unserer Jagdhunde zu schärfen. Die westfälischen Jäger sind daher stolz darauf, einen so vorzüglichen Helfer auf der Jagd ihr eigen zu nennen. Im Apportieren sind unsere Jagdhunde sogar den englischen überlegen.

Die Hühnerhunde werden hier ebensoviele zur Hasenjagd als auf Flugwild gebraucht.

Die letzten internationalen Hundeausstellungen haben gezeigt, daß unter den einheimischen glatthaarigen Vorstehhunden musterbürtige Tiere zu finden sind. Beim Anblick dieser schönen intelligenten Tiere mit dem freundlichen Gesichtsausdruck mag wohl mancher Beschauer sich unwillkürlich und erstaunt gefragt haben, wie es denn möglich sei, daß uns noch vor kaum 3 bis 4 Jahren der „deutsche Hund“ von gar mancher Seite als eine Ausgeburt von Rasselosigkeit und Schwerfälligkeit geschildert wurde, dessen Fortzucht ein ebenso undankbares wie überflüssiges Unternehmen sein würde!

In Bezug auf diese Hunde teilt Herr Landrat Freusberg in Olpe folgendes mit: Zur Flugwildjagd werden teils englische, teils deutsche Hunde, meistens aber Kreuzungen zwischen beiden Rassen verwendet, da diese Kreuzungsprodukte die gute Nase des englischen und die Ausdauer und geringere Empfindlichkeit des deutschen Hundes gegen Witterungseinflüsse besitzen. In dem südwestlichen Teile des Kreises wird auf dem Gebiete der Hundedressur etwas erreicht, was meines Wissens in anderen Gegenden vollständig unbekannt oder doch mindestens unerreicht ist. Die Hühnerhunde werden nämlich so dressiert, daß sie im Berge, wenn sie Wild gefunden haben, zurückkommen, um den Jäger abzurufen und zur Fundstelle hinzuführen. Da hier 63% der Gesamtoberfläche aus Waldboden resp. Holzungen besteht, so ist der Vorteil einer solchen Dressur für den Jagdliebhaber nicht hoch genug anzuschlagen. Dieses „Abholen“ ist nicht etwa eine Eigentümlichkeit einer Rasse, es läßt sich vielmehr jedem gut veranlagten Hunde bei richtiger Führung und guter Dressur beibringen; ich habe persönlich rein englische, wie deutsche, und Hunde aus Kreuzungen zwischen beiden Rassen gekannt, welche fern „abholten“. In Jägerkreisen gerät man, wenn man von diesem „Abholen“ erzählt, sehr leicht in den Verdacht, aufzuschneiden und Jägerlatein zu sprechen, und doch ist das, was ich vorstehend vom Abholen gesagt habe, buchstäblich wahr, wofür ich mein Wort zum Pfande setze. Mein Hund, den ich jetzt besitze, holt fern ab, mein früherer Hund und ein in noch früherer Zeit besessener thaten dieses ebenfalls.

Am zahlreichsten vertreten ist der **Hofhund** unserer Landleute, ein Gemisch verschiedener Rassen und von sehr verschiedener Größe, Farbe und Gestalt. Er hat von allen unseren Hunden die geringste geistige Begabung und die mangelhaftesten Formen, ist auch zu nichts tauglich als zur Bewachung des Hauses und des Hofes und allenfalls zum Viehtreiben. Von weitem schon kündigt er den herannahenden Handwerksburschen an, neben der Hecke her verfolgt er den bissig Abgewiesenen mit seinem hochtönigen Gekläff. Nach ihm kommen in der Zahl die Jagdhunde, dann folgen die **Dachshunde** oder Teckel. Von einem Repräsentanten dieser Art erzählt unser Gewährsmann folgenden Zug von Schlaueit und Anhänglichkeit zugleich. Der Hund begleitete seinen Herrn auf Spaziergängen und sonst stets und gern, wurde aber heimgewiesen, wenn ein Gang zu der benachbarten Stadt zu machen war. Der Teckel mußte bald merken können, wenn zu solchem Gange die Vorbereitungen getroffen wurden; und so trat er beim nächsten Male an einer Stelle, etwa zehn Minuten vom Hause entfernt, aus dem Gebüsch hervor in der Hoffnung anscheinend, unter solchen Umständen nicht zurückgewiesen zu werden. Als dies dennoch geschah, wanderte er beim nächsten Male wohl eine halbe Stunde Weges voraus und kam dort schweißwedelnd zum Vorschein und sah sich denn auch in seiner Berechnung nicht getäuscht: solche Anhänglichkeit mußte belohnt und seine Gesellschaft angenommen werden.

Die Dachshunde, deren Gebrauch zur Jagd auf Dachse schon in dem Namen ausgesprochen ist, werden auf dem Lande auch zur Jagd auf Füchse, Iltisse u. s. w. benutzt; auch eignen sie sich besonders zum Mattensfang.

Den **Bracken**, von denen früher viele Meuten gehalten wurden, hat das Jagdgesetz von 1848 fast den Garaus gemacht: die verkleinerten Jagdbezirke schließen die Brackenjagd aus, an ihre Stelle sind die Treibjagden getreten, die man hier früher nicht kannte. Doch werden stellenweise zur Jagd auf laufendes Wild fast ausschließlich Bracken — z. B. im Kreise Olpe — verwendet und zwar von jener hochbeinigen, unermüdlischen Art, welche nicht mit Unrecht „Tottreiber“ genannt werden. Alte Jäger, welche die den westfälischen Verhältnissen sehr anpassende Brackenjagd, besonders auf Füchse, oft ergötzt hat; welche manchen Schlaupopf überlistet und erlegt, vielen Hasen das Lebenslicht ausgeblasen haben, beklagen das Aufgeben der Bracken von ganzem Herzen. Eine solche Fuchsjagd ist von unserer berühmten westfälischen Dichterin so reizend besungen worden:

„Dort, wo das Lammicht überm Wall
Die dunklen Kandelaber streckt —
Da horch! ein Ruf, ein ferner Schall:

Haushund.

Halloh! hoho! so lang gezogen,
Man meint, die Klänge schlagen Wogen
Im Ginstersfeld; und wieder dort:
Halloh! hoho! — am Dickicht fort
Ein zögernd Echo — alles still!
Man hört der Fliege Angstgeschreiß
Im Mettenetz, den Fall der Beere,
Man hört im Kraut des Käfers Gang
Und dann wie zieh'nder Kranichbeere:
Kling klang! von ihrer luft'gen Fährte,
Wie fernem Untenruf: Kling klang!
Ein Läuten das Gewäld entlang.
Hui, schlüpft der Fuchs den Wall hinab —
Er gleitet durch die Binsenspeere
Und zuckelt fürder seinen Trab.
Und aus dem Dickicht, weiß wie Flocken,
Nachstäuben die lebend'gen Glocken
Nadelschlagend an des Damms Hang;
Wie Kase schnellen sie vom Grund,
Und weiter, weiter Fuchs und Hund.
Der schwankende Wacholder flüstert,
Die Binse rauscht, die Heide knistert
Und stäubt Phalänen um die Meute,
Sie jappen, klaffen nach der Beute,
Schaumflocken sprühn aus Nas' und Mund.
Noch hat der Fuchs die rechte Weite,
Gelassen tragt er, schleppt den Schweif,
Zieht in dem Tane dunklen Streif
Und zeigt verächtlich seine Socken.
Doch bald hebt er die Lunte frisch
Und wie im Weiher schnellt der Fisch,
Fort setzt er über Kraut und Schmehlen,
Wirft mit den Läusen Kies und Staub;
Die Meute mit geschwoll'nen Kehlen
Ihm nach wie rasselnd Winterlaub.
Man höret ihre Kiefeln knacken,
Wenn fletschend in die Luft sie hacken;
In weitem Kreise so zum Tann
Und wieder aus dem Dickicht dann
Ertönt das Glockenspiel der Bracken. —
Ein Schuß: Halloh! — ein zweiter Schuß: hoho! —

Und dann — ein Schuß und dann — ein Jubelschrei!
 Das grüne Käppchen auf dem Ohr,
 Den hellen Mond am Lederband
 Trabt aus der Pichtung rasch hervor
 Bis mitten in das Heidefeld
 Ein Weidmann ohne Tasch' und Büchse;
 Er schwenkt das Horn, er ballt die Hand,
 Dann setzt er an, und tausend Fische
 Sind nicht so kräftig totgeblasen,
 Als heut' es schmettert übern Rasen:
 „Hängt den Schelm, hängt den Schelm!
 Hängt ihn an die Weide!
 Mir den Balg und dir den Talg,
 Dann lachen wir alle beide;
 Hängt ihn, hängt ihn,
 Den Schelm, den Schelm!
 Der Schelm ist tot, der Schelm ist tot!
 Laßt uns den Schelm begraben!
 Kriegen ihn die Hunde nicht,
 Dann fressen ihn die Raben!
 Hoho! Halloh!“

Windhunde werden hier nur als Luxus Hunde gehalten; das vielfach coupierte Terrain gewährt ihnen keinen Spielraum für die Jagd. Die anderen Jagdhunde verlassen sich mehr auf ihr Geruchsorgan, der Windhund hat scharfblickende Augen. Er äugt immer in die Ferne, ob nicht ein Wild sich sehen läßt, zu dessen Aufstöberung ein anderer Hund, gewöhnlich ein nicht weit abschweifender Fackel dient. Um die Hunde nicht zu sehr der Ermüdung auszusetzen, wird die Koppel nur losgelassen, wenn das Wild sich nicht über 100 Schritt Entfernung erhebt. Der italienische Windhund oder das Windspiel ist die kleinste Abart und als Schoßhund sehr beliebt, obgleich es ein durchaus einfältiges kleines Beest genannt werden muß, das jedes höheren Hundeverstandes entbehrt und nicht einmal besonders anhänglich ist.

Seitdem im Sauerlande die Zerstörung der Feldfrüchte durch das Schwarzwild wieder überhand nimmt, hat man zwar einige **Saupacker** eingeführt, davon aber wenig Gebrauch machen können, weil die früheren Laubholzbestände zum Teil den Fichten gewichen sind, die jetzt in großen Flächen ein fast undurchdringliches Dickicht bilden. Dort ist den Sauen schwer beizukommen und daher die große Vermehrung. Früher verwandte man allgemein die Sauhunde, eine schwere, kräftige, gelenkige Rasse, zur Wildschweinjagd. Im Kreise Olpe sind jetzt wieder zur Jagd

auf Sauen zwei Finder und zwei Packer angeschafft worden; und wenn die Meute auch kein Stück derartig stellt, daß es abgefangen werden könnte, so bringt sie doch die Sauen aus der größten Dichtung heraus und vor die Schützen, welche dann freilich nicht immer in dem gleichen Maße ihre Schuldigkeit thun, wie die Meute.

Die **Dogge** findet sich nicht häufig, auch die deutsche ist seltener geworden. Sie ist ein großes Tier mit etwas dickem Kopf und meist schwarzgrau gewölkter Farbe, die Ähnlichkeit hat mit dem Pelz der wilden Raqe. Es kommen auch gelbe mit schwarzer Schnauze und ganz schwarze vor. Der Neufundländer Hund hat sich oft an ihre Stelle gesetzt; darauf erschienen die Ulmer und die dänische Dogge und endlich der Leonberger, der jetzige Modehund. Neben diesen hielt sich die kleine englische Bulldogge, weiß, gelb oder in der gewöhnlichen Farbe der deutschen großen Dogge. Letztere imponierte bei großem, kräftigem Körperbau durch ihr stolzes, an Grimm streifendes Aussehen, wie es dem Beschützer eines großen Hofes zukommt; und nur auf solchen werden sie wohl noch gehalten. Der Neufundländer, der übrigens gern ins Wasser geht, sieht zu gutmütig aus, um viel Respekt einzulösen. Von seiner Schwimmsfähigkeit macht er aber zum Besten der Menschheit gern Gebrauch, denn immer wieder werden Fälle bekannt, wo dieser seltene Mischling aus Gutmütigkeit und Mut einen Ertrinkenden gerettet hat.

Die Ulmer und die dänische Dogge, erstere blaugrau und auch gefleckt, letztere von derselben Farbe, aber mehr weiß, auch nicht selten mit gespaltener Schnauze, sind schöne, stolze, aber freundliche Tiere mit hübschem Kopfe; die Ohren werden ihnen leider noch gewöhnlich gestutzt. Der Leonberger ist der größte von allen. Unser Gewährsmann, Herr Amtmann Brünning in Gmiger, besitzt einen solchen, der mit Schwanz 2,02 m lang ist bei einer Schulterhöhe von 1 m. Er sieht aus wie ein Neufundländer, ist proportionierter als dieser und von derselben Farbe — schwarz. Der Leonberger stammt aus einer Verpaarung von Dogge und Neufundländer.

Der glatte schwarze Pintscher, der früher Mode war, ist ausgestorben; an seiner Stelle hat sich der Affenpintscher eingebürgert; man hält ihn in der Stadt als Gesellschafter statt des einfältigen Wachtelhündchens, das nicht viel mehr gesehen wird. Der dumme Mops, welcher einst den Mond anbellte, war schon fast ausgestorben; seitdem diese Thatfache bekannt geworden ist und allgemeines Aufsehen erregt hat, ist er jetzt wieder häufiger geworden und scheint nun auch mit den Verhältnissen der Welt mehr bekannt zu sein.

Die Zahl der **Schäferhunde** richtet sich nach der Zahl der Schafherden, deshalb kommen deren im Paderborner und Sauerlande viele, im Münsterlande weniger

vor. Der Schäferhund ist ein sehr gelehriges, unermüdbliches Tier, das an Intelligenz und an Untervürftigkeit keinem anderen nachsteht. Seine Ausdauer ist zu bewundern, wenn er auf dem Weideanger stundenlang unaufhörlich auf- und abläuft, um die naschhaften Fresser von dem angrenzenden Kornfelde abzuhalten. Für seine treuen Dienste erntet er gewöhnlich nur Schläge oder einen Wurf mit dem Haken seines rohen Gebieters, wenn er dessen Wink nicht sofort versteht oder den geringsten Fehler begeht.

Der **Mehgerhund** ist zum Treiben des Schlachtviehes, soweit solches nicht nach den neueren polizeilichen Vorschriften gefahren oder getragen wird, unentbehrlich. Seine Farbe ist meist schwarz mit gelben Punkten über den Augen, weißer Brust und gelben Füßen. Es kommen solche vor, die mit einem kurzen Schwanz geboren sind, der nur etwa eine Handbreite lang ist, wie man denn auch, wenngleich seltener, bei den Schäferhunden solche kurzschwänzige findet.

Spitz und **Pudel** haben von ihrer Beliebtheit viel eingebüßt. Die Spitze gelten für die wachsamsten des Hundegeschlechtes, und während des Ministeriums von der Heydt wurden sogar die Postwagen von ihnen bewacht. Ihre Farbe ist fast immer weiß, während die des Pudels meist schwarz und seltener weiß ist; gefleckte Pudel werden fast gar nicht angetroffen. Der Pudel ist wie bekannt der gelehrigste von allen Hunden, dem kaum irgend ein Kunststück zu schwer ist, und zugleich treu bis über den Tod seines Herrn hinaus.

Unsere ländliche Bevölkerung richtet, soweit sie nicht für die Jagd passioniert ist, vorzugsweise, ja vielleicht allein ihr Augenmerk auf die Wachsamkeit des Hundes. Auf großen Gehöften liegt ein größerer Hund an der Kette vor dem Einfahrtsthore der Tenne (vergl. S. 12). Wachsamsein ist dessen Hauptaufgabe, die Masse ist höchst gleichgültig. Ein kleiner Hund läuft frei umher, der einerseits darauf abgerichtet wird, die Hühner aus dem Garten zu jagen, andererseits durch Bellen und Klaffen jeden Fremden anmelden muß. Je mehr derselbe hinter der Hecke kläfft und je weiter er den Vorübergehenden verfolgt, desto höher steigt er in der Achtung seines Besitzers, mag seine äußere Gestalt und Erscheinung auch sein, wie sie wolle. Und man sieht hierzulande in der That höchst sonderbare „Köter“; halb Jagdhund halb Teckel, halb Spitz, halb Pintfcher, halb Pudel: alles im buntesten Durcheinander bei einem Tiere. Es reizt oft zum Lachen, wenn man einen derartigen Jagdhund mit kurzen krummen Dachshundbeinen, wurstförmig eingerolltem Schwanze und noch oben drein kläffend in angemessener Entfernung hinter der Hecke auf sich zubelfern sieht. Wie ist die Natur so bildungsfähig und doch so konservativ in ihren Formen!

Bei den alten Hebräern scheint auffallenderweise der Hund unbekannt oder vielmehr unbeachtet geblieben zu sein und es mutet uns eigentümlich an, daß dies schlaue Volk von Hirten niemals einen so nützlichen Helfer sollte gezüchtet haben. Möglicherweise ist dies zum Teil dem Vorurteile zuzuschreiben, welches die alten Bewohner Palästinas müssen gefühlt haben einem Tiere gegenüber, welches bei den gögendienerischen Ägyptern als Emblem des göttlichen Daseins in großer Verehrung stand. Freilich wurden dort auch Ochsen regelmäßig verehrt, ohne daß deren Ankauf von den Hebräern gemieden worden wäre. Durch das ganze alte und neue Testament wird der Hund mit Verachtung genannt und als unrein betrachtet, so daß wahrscheinlich die Israeliten das Mißgeschick hatten, diesen treuesten Menschenfreund nur in dem Charakter zu kennen, in welchem er noch jetzt in Konstantinopel erscheint: als den allgemeinen Straßenreiniger. Das einzige Beispiel in der Bibel, worin der Hund als domestiziertes Tier erwähnt wird, finden wir im Buch Hiob. Der duldbende Patriarch sagt, nachdem er seinen „Freunden“ die Größe seines früheren Reichthums beschrieben: „Aber jetzt verachten mich, die jünger sind als ich; deren Väter ich nicht gewürdigt hätte, mit den Hunden meiner Herde zu sitzen.“ Dieser Satz ist auch deshalb bemerkenswert, weil er zeigt, zu wie früher Zeit der Weltgeschichte der Hund hinreichend gezähmt war, um der schwierigen Arbeit fähig zu sein, Schafe zu hüten — eine Arbeit, deren eigentliche Verrichtung die gänzliche Aufhebung des wahren Hunde-Instinktes erfordert. Denn dieser ist nicht auf Hut und Schutz der Schafherde, sondern auf Zerreißen und Verschlängen der Schafe gerichtet.

Ein weiteres Zeugnis dafür, daß der Haushund schon früh, sogar bei vorgeschichtlichen wilden Völkern vorhanden gewesen ist, liefern die dänischen Rehrichthaufen, Kjökken-Møddings, welche von den Menschen der neuen Steinzeit aufgehäuft worden sind, und zwar zu einer Zeit, als unsere Vorfahren in Skandinavien statt Metall noch Flintsteine behauen und für ihre Waffen benutzt haben. In diesen Abfallhaufen hat man nämlich Knochen von einem dem Genus *Canis* angehörenden Tiere und zugleich einige starke lange Vogelknochen gefunden, wie solche jetzt von einem Haushunde nicht würden verschlungen werden, während alle anderen Knochen, die ein Hund zu verzehren pflegt, fehlen. Aus diesem Umstande hat man mit viel Geschick den Schluß gezogen, daß die fraglichen Reste wirklich einem Haushunde angehören, denn wären die einstigen Besitzer der erstgenannten Knochen Wölfe gewesen, so würden diese auch mit den großen Vogelknochen aufgeräumt haben.

Das Vorurteil der Juden gegen den Hund ist noch jetzt bei Hindus und Muhamedanern zu bemerken, bei denen „Hund“ der größtmögliche Ausdruck der

Verachtung ist und wo man an dies Tier nur denkt als an ein halbnißliches, verkommenes Beest, gut genug, den Abfall von den Straßen aufzuraffen.

Unter einigen alten Völkern aber stand der Hund in großer Verehrung und galt als hohes Gut. Die Ägypter hatten verschiedene Zuchten: einige lediglich für die Jagd, andere, die ins Zimmer durften oder als Begleiter auf Spaziergängen gewählt wurden, und andere, wie noch heutzutage ausgesucht ihrer Häßlichkeit wegen. Alle wurden mit Verehrung betrachtet und der Tod eines Hundes wurde von jedem Mitgliede des Hauses, in dem er vorkam, betrauert.

Auch die Griechen und Römer hielten viel auf Hunde und unter diesen gab es Windhunde, Jagd-, Haus- und Schoßhunde, deren Gestalten in Bildhauerarbeiten erhalten sind. So hatten die Griechen einen unserem Neufundländer ganz ähnlichen Hund, wie dies aus einem Skulpturstück hervorgeht, welches einen Liebling des Alcibiades vorstellt und von Myron, einem der geschicktesten Künstler alter Zeit herrührt. Hunde wurden zu gewissen Zeiten bei Griechen und Römern fast allen Göttern geopfert, besonders dem Mars, Pluto, der Minerva, der Proserpina und dem Monde, weil nach ihrer Meinung die Hunde durch ihr Bellen alle Zauber zerstörten und alle Gespenstererscheinungen fortschreckten.

Möge in unserer Zeit des kalten Verstandes und des übertriebenen Kultus der Menschenrechte weder der Hund höher geachtet werden, als der ärmste Arbeiter, noch durch allzu weit getriebene Ängstlichkeit und Maßregelung der Mensch des Hundes und der Freude an dem Tiere beraubt werden, welches ein Hauptmithelfer zur Erreichung unseres hohen Kulturzustandes gewesen ist.



Die Hauskatze, *Felis domestica* L.

Von allen Haustieren hat wohl keines die wilde Natur in jeder Beziehung so beibehalten, als die Hauskatze; ihr ganzer Bau, ihre große Raub- und Mordlust, ihre Naschhaftigkeit, das tückische Wesen, welches sie selten ablegt, beweisen dies aufs deutlichste. Und doch wieder ist sie ans Haus anhänglicher, als die anderen Haustiere, und an das Haus schließt sie sich mehr an als an den Menschen. Selbst wenn einzelne Katzen im Sommer verwildern, im Winter suchen sie das Heimathaus meist wieder auf. Es ist hier der Fall vorgekommen, daß eine Katze, die mit ihren Jungen in einem verdeckten Korbe nach einem 7 Stunden entfernten Orte verschickt und verschenkt worden war, sehr bald wieder mit ihren Kleinen zu Hause eintraf, was ebenso sehr ihre Anhänglichkeit an letzteres wie ihren Ortsinn verrät.

Der Kopf der Hauskatze ist rundlich, das Gesicht kurz; auf den Lippen stehen einige längere Schnurrhaare. In ihrem weiten Rachen trägt sie ein scharfes Raubtiergebiß, 6 obere und 6 untere kleine Schneidezähne, an jeder Seite oben und unten einen lang hervorragenden gebogenen, äußerst spizigen Eckzahn, auch Fangzahn genannt; ferner oben an beiden Seiten 4, unten jederseits 3 spizhöckerige Backenzähne. Von diesen zeichnet sich in jeder Kieferhälfte einer durch seine Größe und viele scharfe Höcker besonders aus; er wird Reißzahn genannt. Es passen diese nicht auf einander, vielmehr greifen beim Beißen die oberen nach außen zu neben den unteren her, wie die Schneiden einer Schere, und halten daher um so kräftiger fest. Das Gebiß ist sonach nicht zum Klauen, sondern nur zum Beißen und Zerschneiden geeignet, und deutet somit auf die höchste Raubgier hin. Die Zunge ist sehr rauh, was wir deutlich wahrnehmen, wenn die Katze unsere Hand leckt. Die Pupille ihrer Augen ist senkrecht spaltförmig, bei grellem Lichte ist dieselbe fast bis zu einer Linie verengt, dagegen in der Dämmerung und des Nachts linsenförmig bis kreisförmig erweitert. Daher fällt denn auch das spärlichste Licht des Nachts noch in das Katzenauge und ermöglicht dem Tiere dann das Sehen; bei vollkommener Finsternis vermag auch die Katze nichts zu sehen.

Der Rumpf ist seitlich zusammengedrückt, der Schwanz nach dem Ende spitz zulaufend. Die Beine haben dicke, unten schwielige Pfoten, welche vorn 5, hinten 4 mit scharfen, zurückziehbaren Krallen bewaffnete Zehen tragen. Durch das Schwielenspolster und die zwischenstehenden samtigen Haare wird der Gang fast unhörbar leise. Die Färbung der Hauskatze ist sehr verschieden; die grauen, auf der Unterseite heller gefärbten Katzen haben auf dem Kopfe und dem Rücken dunkle Längsflecken, auch sind die Beine quergebändert. Außerdem giebt es sowohl ganz schwarze, als auch rotgelbe und weiße Katzen, auch sind diese Farben häufig zu zweien, seltener — und vielleicht nur bei Weibchen — zu dreien vereinigt. Professor Altum schreibt von einer ihm bekannten weiblichen Katze, welche sogar vier verschiedene Farben trägt, nämlich Schwarz, Weiß, Fuchsröt und Grau.

Die Katze ist durch Vertilgen der Ratten und Mäuse für den Menschen zu einem nützlichen Haustier geworden. Sie erspäht ihre Beute mehr durch das Gehör und den Geruch, als durch das Gesicht, und bemächtigt sich derselben nach unverdroffenem Lauern im Sprunge, der selten mißlingt. Sie greift auch mit der Pfote in den Aufwurf der Wühlmaus, wenn sich die Erde bewegt, um diese verderblichste aller Arten ihres Geschlechtes herauszuholen. Ihre Nahrung ist in der Wildnis die der Wildkatze, im Hause genießt sie die meisten Speisen der Menschen, besonders gern Milch; aber auch hier verspeißt sie am liebsten Mäuse und Vögel, auch wohl Ratten, die sie jedoch nicht gut verträgt; auch fängt sie wohl kleine Fische. Als Mäuse- und Rattenfänger ist eine gute Hauskatze vielfach unentbehrlich, denn sie dezimiert diese Plagegeister rascher und sicherer als Gift und Fallen. Wenn auf dem Lande im Frühjahr die Früchte abgedroschen sind, finden die Mäuse in den Häusern nicht viel mehr zu nagen und verziehen sich daher aufs Land. Die Katze folgt ihnen und lauert mit großer Ausdauer vor ihren Löchern. Wenn auch hier im Münsterlande, wo die Felder vielfach von Wallhecken und Gehölzen durchschnitten sind, in denen die mäusefeindlichen Füchse, Wiesel, Iltisse, Buffarde, Gulen u. s. w. noch Schutz finden, Mäuseplagen selten sind, wenn man hier auch wohl von der Feldmaus sagt, sie habe einen goldenen Zahn, d. h. was sie abbeißt, wächst doppelt wieder, so leiden doch andere Teile unserer Provinz viel von Mäusefraß, und da darf man guten Katzen auch das Streifen im Felde nicht versagen. Denn wo Mäuse genug sind, wird die Katze sich meist an diese halten; hat doch ein hiesiger Jäger, welcher zugleich Landwirt ist, um sich über den Nutzen oder Schaden der Katzen näher zu unterrichten, eine von Häusern weit entfernt im Felde streifende Katze geschossen und auf ihren Mageninhalt untersucht. Es fanden sich die Reste von 16 Mäusen und sonst

nichts im Magen. Amtmann Brünig in Enniger hat bei einer seiner Katzen beobachtet, daß sie wenn sie Junge hatte, täglich etwa ein Duzend Mäuse aus dem Felde holte, obgleich sie nebenbei hinlänglich gefüttert wurde.

Nach anderen Ansichten und Erfahrungen gehört die Hauskatze eben nur ins Haus und nicht ins freie Land, weil sie da bedeutenden Schaden anzurichten pflegt. Sie durchstreift dann Feld und Wald, und es fallen ihr hier namentlich die am Boden lebenden Vögel zum Opfer, wie die Lerchen u. a.; aber auch die Nester der kleinen Säger in Hecken und Sträuchern, selbst in kleinen Bäumen, bleiben nicht verschont; sogar Rebhühner und junge Hasen verschmäht die Katze nicht. Tagelang treibt sie sich im Felde umher und jemehr Mäuse sie dabei verzehrt, desto nützlicher wirkt sie; um die geraubten jungen Säger und jagdbaren Tiere aber haßt sie der Naturfreund und verfolgt sie der Jäger, der sicher keine streifende Katze verschont, wenn sie in Schußweite kommt. Unser Mitglied der zoologischen Sektion, Wiepken, Direktor des großherzoglichen Museums in Oldenburg, ist nach jahrelangen Erfahrungen zu der Ansicht gekommen, daß es für die gefiederten Säger keinen ärgeren Feind gebe, als gerade die Katze, was diese allerdings in einem ganz anderen Lichte erscheinen läßt, als sie Brehm in seinem Tierleben schildert. Daß man auch in älteren Zeiten die Katze in Bezug auf die Jagd für sehr schädlich hielt, geht aus der Verordnung hervor, die wir im Wortlaute hier folgen lassen.

„Von Gottes Gnaden Wir Clement August Erzbischoff zu Köln u. s. w. Thuen kund, und jedermänniglich hiemit zu wissen; Nachdem Uns die unterthänigste Anzeig geschehen, es auch tägliche Erfahrung gibt, was massen durch das beständiges Auslauffen deren Katzen in Felder und Wiesen die jungen Feldhühner und Haasen, so dan ausfallende junge Hasanen zu nicht geringem Verderb der Jagd von selbigen weggefangen, und aufgefressen werden, zu Vorbiegung dessen aber Wir gnädigst wollen, daß allen in unserem Erzstift bey unseren Unterthanen, ohne Ausnahme der Personen, befindlichen Katzen die Ohren, und zwaare platt am Kopff abgeschnitten werden sollen, damit dieselbe bey dem Thau oder Regen-Wetter in die Felder und Wiesen nicht mehr auslauffen, denen Hasanen und sonstigem kleinen Wildpret aufpassen, und selbiges wegessen mögen; So befehlen Wir allen und jeden, wes Standes oder Wesens sie immer seyen, ohne Unterschied gnädigst, und ernstlich hiermit, gestalten alsofort nach beschener Publicir- und Affigirung gegenwärtiger Verordnung, deren bey ihnen befindlichen Katzen die Ohren platt am Kopff abschneiden zu lassen, widrigenfalls zu gewärtigen, daß ein jeder hierunter saumsehlig erscheinender bey Monatlich vornehmender Visitirung für jedere mit Ohren befindliche Katz jedesmahl in eine

Straff eines Viertenteill Holtgülden verfallen sein, und dafür unnachlässig exequiret werden, des Ends auch jeden Orts-Beambter die Visitation durch den Botten, bey dessen Abgang aber durch einen anderen aus der Gemeinde, welche für eine jedere mit Ohren befindliche Katz sechs Stüber aus obgemelter eingehender Straff zur etwahigen Belohnung für ihre Mühe zu genießen haben, bey Vermeidung unserer höchsten Ungnad Monatlich vornehmen und damit beständig continuiren, fort über die mit Ohren befindende Katzen eine ordentliche Verzeichniß mit Benennung deren Personen sich zustellen lassen solle und selbige zur Abführung obgemelter Straff anzuhalten, und damit auch niemand sich unterm Vorwand seiner Unwissenheit gegenwärtigen Verbotts zu entschuldigen Ursach haben möge, so solle solches zu jedermänniglichen Wissenschaft ordentlich publiciret, und gehörigen Orts affigiret werden. Urkund dieses.

Signatum Bonn den 12. Mai 1747.

Clement August, Churfürst.

Vt. J. C. Lapp.“

Die äußerst große Gewandtheit der Katze im Springen und Klettern ist wahrhaft bewundernswert; auch wenn sie vom Dache eines hohen Hauses herunterspringen muß oder geworfen wird, immer kommt sie auf die Füße. Auch über hohe schmale Pfade geht sie sicher. Schmutz und Nässe meidet sie ängstlich.

Die Stimme der Katze ist ein länger oder kürzer gezogenes, mehr oder weniger klägliches miau! Mehrere zusammen stimmen, namentlich im Frühjahr die bekannte Katzenmusik an, welche „Menschen rasend machen kann“. Ein Mitglied der Sektion hörte einmal das jämmerliche Todesgeschrei eines starken, an Gift verendenden Katers, das bald wie das Schreien eines geängsteten Hahnes klang, bald mit dem Hülfesruf eines erstickenden Kindes so entsetzliche Ähnlichkeit hatte, daß den Hörer kalte Schauer überliefen. Fühlt sie sich besonders wohl, so pflegt die Katze atmend, wie man sagt, zu „spinnen“; im Zorne faucht sie mit entblößtem Gebiß, gesträubtem Rückenhaar und funkelnden Augen. Die Katze bietet ein zierliches Bild namentlich dann, wenn sie in so eigentümlicher Weise ihre Pfoten beleckt und damit Gesicht und Ohren gleichsam wäscht. Die Katze wirft jährlich zweimal und ihre 3—6 Jungen, welche in den ersten neun Tagen die Augen geschlossen haben, schützt sie in jeder Beziehung und trägt sie in der Gefahr an einen andern Ort. Sie spielt mit den Jungen in der niedrigsten Weise und richtet sie zum Mäusefang ab, indem sie ihnen lebende Tiere herzuschleppt.

Gezähmte Katzen waren im Orient schon seit den ältesten Zeiten bekannt, und in den Sanskrit-Handschriften werden sie schon erwähnt. Die Ägypter verehrten

sie als heilige Tiere. „Entsteht in Ägypten — so berichtet Herodot — eine Feuersbrunst, so kümmern sich die Leute nicht um das Feuer, sondern um ihre Katzen; sie stellen sich um sie herum und halten Wache. Stirbt eine Katze, so scheren sich alle Bewohner des Hauses die Augenbrauen ab. Die toten Katzen werden in heilige Gemächer geschafft, einbalsamiert und dann in der Stadt Bubastis beigesetzt.“ Die noch jetzt aufgefundenen Mumien von Katzen hat man auf ihren Artcharakter genau untersucht; sie gehören drei verschiedenen Arten an: *Felis caliculata*, *bubastes* und *chaus*. Die meisten Zoologen sind der Ansicht, daß unsere Hauskatze das Blut verschiedener Arten in sich vereinige, wie es auch heutzutage vorkommt, daß sich unsere Hauskatze mit der wilden einheimischen Katze kreuzt. Letztere ist übrigens nicht die Stammutter der Hauskatze, diese ist vielmehr aus Ägypten und Asien herübergekommen.

Der sprichwörtlichen Feindschaft zwischen Katze und Hund scheint in erster Linie Eifersucht zum Grunde zu liegen; sie machen sich gegenseitig den Platz im Hause und besonders bei der Schüssel streitig. Doch kommen auch Ausnahmen häufig genug vor. So hatte Amtmann Brüning einen Hund und eine Katze, welche in derselben Lagerstelle aufgewachsen waren und innige Freundschaft fürs ganze Leben geschlossen hatten. Als sie schon erwachsen waren, legte sich die Katze gewöhnlich abends zum Schlafen auf den Hund, was dieser ruhig geschehen ließ. Sie beleckten sich auch gegenseitig. Ähnliches findet man auch bei den übrigen Haustieren, welche sich gewöhnlich nur dann vertragen, wenn sie zusammen aufgezogen sind; sonst beißen, stoßen oder schlagen sie sich nicht selten.

An moralischen Eigenschaften steht die Katze hinter dem Hunde zurück; sie ist grausam und tückisch, aber ihr Äußeres ist merkwürdig ruhig, friedlich und reinlich, sie verleiht der Wohnstätte den Charakter der Behaglichkeit und stillen Gemüthlichkeit, besonders auf dem Lande, wo man sich eine Wohnstube ohne Katze kaum denken kann. Im Winter sitzt sie möglichst nahe am Ofen, im Sommer dort, wo die Sonne gedämpfte Hitze giebt. Die Mischung von Trägheit und wilder Raubtier-natur, das plötzliche Auflodern der Raublust so zu sagen aus dem tiefsten Schlafe giebt der Katze etwas Interessantes, abgesehen von ihren schönen Bewegungen und dem Linienpiel ihres Körpers — dann wieder die Drolligkeit ihres Gebahrens, wenn sie spielt, die Gabe des Schmeichelns, welche die Katze in merkwürdigem Grade besitzt und in grazioser Weise ausübt, machen das Tier zum Liebling sehr vieler Menschen. Doch giebt es wieder andere, besonders in der Frauenwelt, welche einen instinktiven Abscheu, ein wahres Entsetzen vor einer Katze empfinden.

Katze und Hund zeigen sich bei den Gemütsbewegungen, namentlich im Zorn und beim Schmeicheln sehr verschieden in Bezug auf ihre Körperhaltung. Nähert sich der Hund in feindseliger Stimmung einem Menschen, so geht er mit gesträubtem Nacken- und Rückenhaar steif und aufrecht, auch der Schwanz wird steif nach oben gerichtet. Die Katze hingegen nimmt gerade diese Stellung beim Schmeicheln ein. Wenn sie sich etwa, unser Bein streifend, anschmiegt, so richtet sie sich hoch auf, biegt den Rücken bogig und streckt den Schwanz steif empor. Im Gegensatze hierzu duckt sich der Hund beim Schmeicheln und läßt den Schwanz wedelnd herabhängen. Eine solche duckende Stellung drückt bei der Katze die höchste Feindseligkeit aus. Auch in der Verfolgung ihrer Beute sind Katze und Hund diametrale Gegensätze; der Hund läuft laut bellend der Beute nach, selbst wenn er sich von der Vergeblichkeit seiner Anstrengung, etwa niedrig fliegenden Schwalben nachrennend, überzeugen müßte, — die Katze bewahrt auf der Jagd die größte Ruhe und lauert unverdrossen stundenlang. Gelingt der einmalige Sprung nicht, so zieht sie sich schämend in einen Winkel zurück.

Daß Katzen sich um die hilflosen Jungen anderer Tiere bekümmert hätten, ist wohl nur selten beobachtet worden, doch ist aus Münster ein Fall bekannt, wo 5 Eichhörnchen von einer Mutterkatze, der man die eigenen Jungen genommen, gefäugt wurden.

Die Hauptkrankheit der Katzen ist die von einer Krätzmilbe, *Sarcoptes minor* Fürstbg., verursachte Räude, woran sie mitunter in ganzen Ortschaften aussterben, so daß auch jahrelang in denselben keine Katzen gehalten werden können, und dann werden dort Ratten und Mäuse leicht zur Landplage.

